725 (3 Lafontaine

C. Witten

<36604371490013

<36604371490013

Bay

Sittenspiegel

für

das weibliche Geschlecht.

Von

August Lafontaine.

Dritter Band.

Görlitz
bei C. G. Anton.
1805.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

I. Liebe. Seite 3

II. Heirathen. 30

III. Ueber die Heirathen bei den Herrnhutern. 48

IV. Mittel für das weibliche Geschlecht, Gesundheit und Schönheit zu erhalten. 57

V. Ueber die Achtung, welche das schöne Geschlecht von den Männern erhält. In Briefen. 76

VI. Wer hats am besten im menschlichen Leben? der Mann oder das Weib? 105

VII. Anquetil du Perron. 125

VIII. Enthusiasmus. 135

IX. Chinesische Schatten. 150

X. Ueber öffentliche Lustbarkeiten. 160

XI. Die Neger. Seite 180

XII. Das Orakel. Aus dem Pausanias vom messenischen Kriege. 200

XIII. Don Karlos. 240

XIV. Natur, du bist gut. 269

XV. Ueber die Livreen und über einige Moden der Alten. 275

XVI. Der Tanz. 283

XVII. Eitelkeit und Rache. 293

Sittenspiegel

für

das weibliche Geschlecht.

I.

Liebe.

Liebe; tausendmal beschrieben, erklårt, gemahlt, besungen, von den grőßten Dichtern, Philosophen und Menschenkennern: und doch immer neu und unbekannt.

Und wer will diesen wundersamen Instinkt, der alle Regeln måchtig überschreitet, und die heiligsten Gesetze umstürzt, mahlen? Wer will diese Kraft der Natur, die den Menschen an die åußersten Grånzen von dem, was er vermag, treibt, beschreiben? Wer will diese Leidenschaft, die sich selbst so oft mißkennt, erklåren?

Die Liebe steht nicht unter der Macht der festen Gesetze und der noch festern Gewohnheit;

unter ihrem Schutz hat die Natur die Sicherheit der künftigen Generationen niedergelegt, und dazu ist sie von der Natur mit der Allmacht ausgerüstet, die Alles vor ihr her niederwirft. Der mächtigste Damm, den ihr Ehrgeitz und Golddurst, und alle andere Leidenschaften entgegenthürmen können, zerstört sie nicht; er verwandelt sie in Raserei.

Man erzählt von einem Sizilianer — und diese kleine Erzählung mahlt den Charakter der Liebe besser als tausend Bücher, die voll von ihr sind — daß die sorgsamste Erziehung, weder Lob, noch Tadel, ihn habe zum Menschen machen können. Er war gefühllos wie eine Pflanze, und grausam wie ein wildes Thier, die Schande seiner Verwandten, und der Schrecken der Menschen, die ihn kannten. An einem heißen Sommertage geht er im Gebüsch umher, einen Hirsch zu tödten, ein Geschäft, das ihn allein zum Lächeln brachte. Unter einem Laubdache findet er ein Mädchen schlafend, leicht gekleidet und schön wie eine Grazie. Er steht, er schaut, er liebt, und weinend wirft er sich seinem Vater in die Arme, als er zu-

rückgekehrt ist; weinend, zum erstenmale sanfte menschliche Thränen über das seltsame Gefühl seines Herzens. Er folgt dem Instinkte seines Herzens, das von Liebe beseelt ist, und nach wenig Monaten ist er der edelste Jüngling, der Stolz seiner Familie, die Freude seines Landes, und das Mädchen gab ihm ihr Herz, und machte ihn zu einem Gotte.

Wem fällt hier nicht jene lehrreiche Fabel des Alterthums ein, in der Zythere die marmorne Bildsäule des Künstlers belebt? Das ist der Charakter der Liebe; sie belebt den todten Menschen, sie giebt dem Herzen Empfindung und Kraft, sie taucht jedes Gefühl in Güte und Menschlichkeit, und zwingt den Menschen, der nichts als sich, alles für sich fühlte, zum Mitgefühl für andere.

Der Mann ohne Liebe ist rauh und hart wie ein Stein, sein Herz wird in jeder Bewegung härter, und seine Brust bleibt dem Mitleiden verschlossen. Der Mensch auf der niedrigsten Stufe ist jener niedrige entmannte Diener der Wollust in den Harems der Morgenländer: ihre Seele ist entmenscht wie ihr Kör-

per; von allen Sklaven sind diese die elendesten und grausamsten: alle Empfindungen sind in ihren Herzen erstorben; eine stille Wuth wohnt nur noch da, die nur durch Thränen, Geschrei, Schmerz und Blut Anderer befriedigt werden kann; sie müssen Unglückliche sehen, um sich glücklich zu fühlen; sie sind Teufel unter den Menschen, weil ihr Herz ohne Liebe ist.

Liebe ist nicht Wollust. Sie haben nichts gemein. Langeweile, Leere der Seele, Selbstsucht, Unmöglichkeit sich zu beschäftigen, zu denken und zu fühlen, bilden den Wollüstling. Die Liebe ist die Freundin der Größe, des Edelmuths, und der Fülle der Seele. Die Tugend des Weibes ist ein Phantom für den gefühllosen, kalten Wollüstling. Jedem großen Manne ist sie ehrwürdig, und fast alle große Köpfe haben in ihren Schriften ein Denkmal der sanften edeln Liebe gesetzt, deren Hauch ihren Geist entflammte.

Liebe, die kostbarste Leidenschaft einer reinen Seele, fesselt den selbstsüchtigen Menschen an einen andern; sie tödtet, sie mäßigt den grausamen Egoismus, der die Tugenden der

Gesellschaft zerstört, zündet ein zweites Leben für den Menschen in dem Busen eines andern an, und giebt Genuß in der Freude, dem Geliebten wohlzuthun. Die andern Leidenschaften? alle und jede trennen den Menschen von andern und machen ihn zum Egoisten.

Sehet da den Hagestolz, die unverheirathete Matrone! Wie zänkisch, wie unverträglich, wie hart, wie formel, wie neidisch, wie geitzig, wie unduldsam, wie verläumderisch! Sie sind allein unter den Menschen! Sie haben nichts zu lieben: das ist die Ursach dieser Fehler. Das Bedürfniß zu lieben ist noch da. Sie werfen ihre unfruchtbare Liebe auf die Katze, auf einen Hund, auf einen Kanarienvogel, und diese sind ihnen mehr als das menschliche Geschlecht. Ehelose gehen nur gern mit Ehelosen um. Sie scheinen eine besondere Art zu denken und zu empfinden zu haben; sie machen eine Abart unter den Menschen. Wie viel Tugend und Charakter mag dazu gehören, ehelos und liebenswürdig zu seyn?

Die Liebe begeht Thorheiten, Ausschweifungen und Laster. Das fortdauernde Gute, das

sie wirkt, muß mit diesen Zufällen den Menschen versöhnen. Der Augenblick der Raserei geht bald vorüber; sie verhärtet die Herzen nicht, sie zerstört die bürgerlichen Tugenden nicht für immer, wie man es ihr vorwirft. Der Geliebte wird Gatte, Vater, Freund, und dadurch guter Bürger.

Die wahre Liebe wohnt nicht in niedrigen und engen Seelen, oder sie veredelt sie. Der schönste Triumph der Liebe ist der Sieg über die Wollust. Dieses Laster legt oft die Larve der Liebe vor, ohne eine ihrer Eigenschaften zu haben.

Die Liebe wird Freundschaft. Der erste Anblick kann Liebe zeugen; allein Nachdenken, Gefühl, Vertrauen, Freundschaft fesseln die Liebe. Ohne diese Dinge verraucht die Liebe, und wird zuletzt Ekel. Das reitzendste Weib klagt oft über Untreue des Mannes; sie war nichts als schön; und die Häßliche fesselt oft den Mann ein ganzes Leben durch, weil ihre Seele schön ist.

Zu Langres in Gallien sah Sabinus die reitzende Eponine, und seine Blicke blieben auf

dem schönen Mädchen geheftet, und mit seinen Blicken des Jünglings ganze Seele. Zernichtet ist der ganze Ehrgeitz des Römers; er ist nur Mensch. Ein freundlicher Blick, ein zärtliches Lächeln von Eponinen füllt seine Seele, und ein Händedruck von ihr ist ihm mehr als ein Triumph durch das jauchzende Volk. Sein Schwerdt ruht; vergessen ist Rom, vergessen alle seine stolzen Plane, vergessen die Imperatorwürde, zu der ihn seine Ahnen, seine Thaten, sein Gold, und die Liebe der Legionen riefen. Auf dem Schauplatze der größten Thaten, mitten unter den Lorbeerkränzen des Sieges, mitten auf der Laufbahn des Ruhms steht Sabinus stumm und thatenlos da, und geitzt nach dem Myrthenkranze der Liebe aus der Hand der sechszehnjährigen Eponine. Eponinens Vaterland ist sein Vaterland, Eponinens Laune sein Ziel, ihre Wünsche sind seine Wünsche geworden. Die Liebe hat den Helden getödtet, um ihn desto glorreicher zu wecken.

Eponine ist eine Gallierin. Du bist ein Römer, sagt sie zu Sabinus, der zitternd vor ihr steht, und ihre Hand auf seine hochschla-

gende Brust drückt; du bist ein Römer, zum Sturze meines Vaterlandes verschworen! — Geh! setzt sie zögernd und mit einer liebreitzenden Schaamröthe hinzu, ich hätte dich geliebt, wenn du ein Gallier wärest.

Ich bin nichts als Sabinus, Eponinens Geliebter! sagt Sabinus, und zieht des Mädchens zitternde Hand an seine Lippen. Er drückt in einem Kusse aus, was er nicht zu sagen wagt, und Eponine entzieht ihm zögernd ihre Hand, weil die zitternde Hand des Mädchens Liebe verrieth.

Sie ging oft zurücksehend dahin, und Sabinus sah ihr seufzend nach. Von diesem Augenblicke hörte Sabinus auf, ein Römer zu seyn, und Eponine vertheidigte mit Wärme Rom gegen ihre Gespielinnen.

Die Liebe führte Beide noch oft zusammen, und endlich sank Eponine holderröthend in Sabinus Arme. Rom war vergessen, Gallien vergessen; er war Sabinus, sie Eponine: für Beide genug.

Heilige Stunden der Liebe, wo Sabinus Wünsche, Eponinen zu Galliens Königin zu

krönen, ihm wie die ausgeführte That dünkten, und Eponinen genug waren, ihr des Geliebten Liebe zu beweisen.

Und bist du jetzt noch ein Römer? frägt lächelnd Eponine ihren Geliebten den Tag vor ihrer Verbindung, und fällt mit beiden Armen um seinen Hals, und mit ihren Lippen auf seinen Mund. Bei allen Göttern unserer Liebe, antwortet Sabinus finster, noch bin ich's! Allein von diesem Augenblicke an höre ich auf es zu seyn, und bin Eponinens! Wie ich aufhöre eine Gallierin zu seyn, und nur dein bin! sagt sie in einer noch festern Umarmung. Was hab' ich für mein Vaterland gethan? frägt Sabinus halb sich, halb die Geliebte, und was hat es mir gegeben? — Was für dich, Eponine, und wie theuer bist du mir?

Eponine bewundert und bespottet den finstern Ernst, mit dem Sabinus dies sagt; allein Sabinus fährt fort: ja, ich höre auf, ein Römer zu seyn, nicht um ein Gallier zu werden; nein! was kümmert mich dieser oder jener Boden, dieser Fluß, jenes Gebirg? Du, Mädchen, bist mein Vaterland, mein Triumph, und

für dich hat diese Hand das Schwerdt noch nie gezuckt. Ich bin noch Römer genug, um meinen Triumph erst zu verdienen!

Er drückte einen heißen Kuß auf Eponinens Lippen, wischte eine Thräne von seiner glühenden Wange, und dahin flog er, und Eponine sah ihn nicht wieder.

Civilis stand mit einem Heer Gallier und Germanier gegen den römischen Legionen über; Jahre lang hatte er schon für Galliens Freiheit gefochten. Bald hatte der Adler Roms gesiegt, bald des Galliers Schwerdt. Sabinus versammelte seine Legion in Langres. Ich verlasse euch meine Freunde, sprach er; ich gehe, mir ein Reich zu erkämpfen. Wer mir folgen will, muß sein Vaterland und seinen Namen vergessen, und allein mein seyn! das sagte er; er wandte sich und ging.

Ganze Kohorten folgten ihm. So kam er bei Civilis an. Der Gallier Feldherr nahm ihn mit offnen Armen auf, und bald war Sabinus das Leben und die Seele des Heers, und der Name Sabinus durchflog ganz Gallien. Er drang auch durch die Einsamkeit bis zu

Eponinen, und ihr Herz schlug zum erstenmal, seit Sabinus letztem Kusse, voll fröhlicher Hoffnung. Ach, ich liebte ihn ja so, sagte sie seufzend, und dennoch fühlte sie, daß sie eben so viel für ihn thun würde. Ihr Herz tadelte und lobte seine Handlung in Einem Augenblick.

Immer näher kämpfte das vereinte Heer sich durch die römischen Legionen. Noch einmal wagte es der römische Feldherr, seine Legionen dem siegenden Heere entgegenzuführen. Sabinus trug den Tod mitten in die Legionen; sie wichen; Sabinus Schwerdt begleitete ihre Flucht. Der Sieg war erfochten, und mit dem Siegesgeschrei stieg Sabinus Name gen Himmel. Er eilte nach der einsamen Hütte seiner Geliebten. Sie hatte das Jauchzen der nahen Stadt gehört; ihre Sklaven kamen keuchend zurück, und von allen Lippen tönte der Name Sabinus. Da stand sie, in dem Schatten der Bäume vor ihrer Hütte; ihre Brust klopfte ängstlich; mit starren funkelnden Augen sah sie den Weg hinab, der von der Stadt herführte.

Eine Staubwolke von der Stadt zu ihr her: sie umarmte ihre Sklavinnen; große

Thränen standen in ihren Augen; Todtenblässe und Feuerröthe jagten sich auf ihrer Wange. Sie sah von weitem die Krieger; ihre Füße eilten vorwärts, und ihre matten Arme stützten sich auf ihre Dienerinnen. Sie erkannte Sabinus, und sie verhüllte sich in ihrem Schleier und sank leblos in die Arme einer Sklavin.

Sabinus stand vor ihr, und drückte ihre Hand an sein Herz. Mit langen, sehnsuchtsvollen, inbrünstigen Blicken betrachtete er sie, und Thräne auf Thräne rollten aus dem fröhlichen Auge. Sie betrachtete ihn mit einem halben Lächeln. Beide schwiegen. Das Heer schaute und schwieg. Langsam und matt sank sie in seine Arme, immer inniger; und nun vermischten sich Küsse, Worte und Schluchzen.

Hier bin ich, sprach Sabinus endlich, kein Römer, kein Gallier, sondern dein, meine Eponine! Wähle, wähle die Krone Galliens oder den Lorbeer des Römischen Imperators. Ein Tribun reichte ihr eine Krone und den Lorbeer der Cäsarn. Eponinens zitternde Hand ergriff den Lorbeer, und das Heer rief: die Götter segnen den Imperator Julius Sabi-

nus! und Sabinus setzte den Lorbeer auf des entzückten Mädchens Haupt. Er faßte sie jetzt in seine Arme, zeigte sie dem Heer, und rief: sie ist mein! ich habe sie verdient! und nun trug er sie in die Hütte, und das triumphirende Heer sang ihm noch diesen Abend die Hymenäen, und seinen Triumph, und den schönsten Triumph der Liebe.

Aber heimlich waren Vespasians siegreiche Legionen in Gallien eingedrungen. Sie eilten rasch in die Gegend, die jetzt voll von Sabinus und Eponinens Glück war. Niemand warnte den glücklichen Sabinus; die Fliehenden, die Verwundeten brachten die erste Nachricht von dem Anrücken und von dem Siege der Legionen. Noch einen Lorbeer mehr für deine Locken, meine Eponine! rief Sabinus, und weinend gürtete Eponine das Schwerdt um seine Hüfte; trostlos, hoffnungslos sank sie noch einmal in seine Arme; ein dunkler Kummer hing auf ihrer Stirn; sie ahnete ihr Schicksal.

Sabinus griff die siegreichen Legionen des Cäsars an. Lange hielt er den Sieg; zuletzt, um sich her einen Hügel Leichen, stand er ver-

lassen von den Seinigen da. Er wich in das Gebüsch. Greift den Rebellen! hört er den Feldherrn rufen, und schnell eilte er auf den bekannten Wegen zu Eponinen. Mit der einbrechenden Nacht stand er vor dem Hause seines Weibes. Er zitterte, die Thür zu öffnen. Da umfaßten ihn zwei Arme. Es war Eponine. Du bist es, Sabinus! den Göttern sei Dank!

Ich bin es; aber geschlagen, mit Schande bedeckt, dem Tode Preis gegeben.

Aber doch in den Armen deiner Eponine! oder gilt dir der Ruhm mehr als meine Liebe? Nein, Sabinus, du lebst! den Göttern sei Dank! — Mit Schande bedeckt; aber du lebst. Du hast mich verdient; jetzt laß mich auch dein Herz verdienen!

Sie trat mit ihm in den Vorhof. Sie ergriff eine Fackel, und gab dem erstaunten Sabinus die andere. Heilige Göttin der ehelichen Liebe! sprach sie fest und feierlich; schütze uns. Dieser Pallast sei dir geweiht; seine Flamme leuchte uns zu unserer zweiten, aber noch heiligern Ehe. Nimm uns auf, dunkler, aber freundlicher Zufluchtsort! sei uns der Wohn-

platz der Liebe und des Glücks! Mit diesen Worten zündete sie den Pallast an, und trieb mit süßen Worten den geliebten Mann, das Feuer zu verbreiten. Hell loderten schon die Flammen an den Säulen empor, hoch schlugen sie schon durch das Dach. Sieh, das Feuer unserer ewigen Liebe! sprach sie lächelnd und von allen Seiten von Flammen umgeben. Sabinus ergriff sie, und wollte sie durch die Flammen tragen. Nicht also! rief sie, und faßte seine Hand. Ich habe einen andern Weg, uns zu retten. Sie stieß mit dem Fuße auf einen Stein: eine verborgene Thür eröffnete sich. Sie umarmte Sabinus. Leb wohl, Tageslicht! rief sie; ich gehe mit dem, der mir mehr ist als du. Eilig zog sie ihn die Stufen hinab. Die Thür verschloß sich hinter ihnen.

Durch Felsen, durch enge Gänge, durch hohe Gewölbe, ein langes labyrinthisches Gewinde, leuchtete ihm Eponinens Fackel. Endlich stand sie an einer Grotte still. Sie flog in seine Arme, sie bedeckte seinen Mund mit Küssen und Thränen. Sieh hier, Sabinus, dies ist dein Reich! Wähle, wähle mein Herz,

hier in diesen unbekannten Schlünden ein Leben mit mir, oder den Tod von dieser Hand. Ich bin dein! deine Gesellin im Leben, deine Gesellin im Tode!

Sabinus betrachtete Eponinen starr und stumm; endlich sank er mit lautem Geschrei: leben mit dir, meine Eponine! in ihre Arme. Und nun ging er mit seinem fröhlichen Weibe umher in seinem unterirdischen Reiche, und während des Gehens erzählte ihm Eponine, wer von ihren Ahnen dies Gewölbe hatte bauen lassen, daß niemand es kenne, als allein zwei Sklaven, auf deren Treue sie sich verlassen könnte.

O Liebe, du schaffst ein Elysium in öden Wüsten, verwandelst den Kerker in einen Pallast, und dein Licht erhellt die dunkelste Nacht und überstrahlt die Sonne!

Neun Jahre lebten Sabinus und Eponine in ihrer unterirdischen Wohnung, neun Jahre lang hatte die Sonne ihnen nicht geleuchtet, neun Jahre lang hatten die Jahreszeiten vergebens für sie die Erde geschmückt und entkleidet; aber neun Jahre hatte die zärtlichste Lie-

te ihre Wohnung bei ihnen gehabt, und sie waren glücklich und selig wie Götter. Tausend Arbeiten, tausend süße Beschäftigungen hatte die Liebe für sie. Hier arbeitete Sabinus heimlich in den Felsen ein Lager für Eponinen; sie stand da einen Morgen oder Abend — die Sonne zählte die Stunden nicht, die Liebe zählte sie — sie stand da mit Sabinus, und sagte, ihm zärtlich die Hand drückend: von hier ist der Anblick der leuchtenden Fackeln in den Gängen der Felsen am schönsten! und Sabinus stahl jede Ruhestunde sich weg von Eponinens Seite, und arbeitete in den harten Felsen mit tiefen Schlägen ein Lager für Eponinen, damit sie da ruhen, und des schönen Anblicks des erleuchteten Felsens genießen könnte.

Eponine belegte mit weichem Moose einen Sitz in der rauhesten Gegend der Felsen, die Sabinus liebte, und behing eine kleine Grotte mit Epheu und wilden Ranken, und schmückte sie mit Blumen, und betrog mit einem falschen Frühling den erstaunten Jüngling und die neidische Sonne. Jetzt leiteten Beide eine

Quelle von oben herab durch das Gestein an ihrem Lager weg, und sonderten kleinere Steine zum Bette für den kleinern Bach, damit er sanft in ihren Schlaf riesele. Dann webte Eponine ein Gewand von Purpur für ihn, und Sabinus behing indeß die Lieblingsgrotte seiner Geliebten mit warmen Thierfellen, und belegte den Boden mit Moos. Eine Küche, einen Heerd, und daneben einen Altar der Liebe, und einen andern, Eponinen geheiligt, hatte Sabinus gebaut, und die Worte über den Eingang gehauen: Eponinens Heiligthum! Hieher führte sie Sabinus, wie sie erwachte. Tausend Feuer waren angezündet, der ganze Felsen erleuchtet, und Eponine sank vor ihrem Altare nieder und betete zu den Göttern für Sabinus.

Glücklich waren sie Beide. Sabinus fragte die beiden Sklaven, wenn sie ihnen Lebensmittel brachten, nicht mehr, wie es um Rom stehe. Eponine hatte ihre Freundinnen vergessen. Glücklich waren sie Beide; aber noch glücklicher beschloß die Liebe sie zu machen. Eponine war schwanger. Sabinus erbaute der Göttin Luci-

na einen Altar, und opferte ihr die schönsten Früchte und andere Opfer. Inbrünstiger hatte er Eponinen nie betrachtet, als jetzt: sie schien ihm mehr, als ein sterbliches Weib, sie schien ihm eine Göttin zu seyn.

Die Stunde der Geburt kam, und Sabinus sank mit zwei schönen Knaben auf seinen Armen an dem Lager der Mutter auf die Knie, und zerfloß in Freudenthränen, in Entzückungen und in Gebet. O, Vespasian! rief er, wie dank' ich dir für den Sieg deiner Legionen! Wer ist nun glücklicher? und Eponine schluchzte vor Wonne, und streckte ihm die matten Arme entgegen.

Wer beschreibt nun das Glück dieser Glücklichen? Beide Liebende schienen sich vergessen zu haben, nur für die beiden Kinder zu leben, und dennoch liebten sie sich nur desto inniger. Ihre Liebe war rührender, heiliger, feierlicher durch die Kinder geworden. Oft, wenn Eponine, beide Knaben an ihren mütterlichen Busen gedrückt, mit liebevollen Blicken auf sie niedergebeugt, im süßen Rausche der Mutterliebe, ohne einen Blick für Sabinus, ohne ein

Wort für Sabinus da saß, so kniete der Vater hinter ihr nieder und küßte den Saum ihres Gewandes mit einer Ehrfurcht, als wäre er einer Göttin.

Sie hörte ihn schluchzen, sah auf, streckte die Arme nach ihm aus, und drückte ihn an ihren Mund und stammelte: Sabinus! und versank aufs neue in das süße Vergessen, und hatte nur Sinne für die Kinder.

Kein Eheloser lese mich! der Himmel wohnte mit Sabinus, mit Eponinen unter der Erde! Ein heller Blick der Kinder war ihnen die leuchtende Sonne; ein Lächeln gab ihnen den Frühling, und das erste Lallen von ihren Lippen war ihnen der heiligste Festtag. Neun Jahre waren so verflossen, und die Knaben waren sieben Jahre alt. Ach, oft hatten Sabinus und Eponine ihnen von der Erde, von der Sonne, von den Sternen und von den Menschen erzählt. Neugierig horchten die beiden Knaben auf die Erzählung der Eltern. Ich möchte nur einmal die Sonne sehen! sagte der älteste Knabe, und ich den Tag, wie der aussehen mag! sagte der jüngste.

O zeig mir die Sonne nur einmal, liebe Mutter! rief der älteste, und mir den Tag! ich will den Vater auch lieber haben wie dich! rief der jüngste. Die Mutter lächelte, und erzählte dem Vater die seltsamen Vorstellungen der Kinder von Sonne und Tag, und ihr freundlicher, verlangender Blick wagte es nur zu sagen, daß sie es wünsche, ihre Kinder zu befriedigen.

Sabinus schloß Eponinen in seine Arme, und führte sie zu ihren Kindern. Kommt, meine Kinder, ihr sollt die Sonne und den Tag sehen. Meine Sonne bist du, Eponine! Er führte sie alle drei durch lange Gänge und rauhe Höhlen. Eine Fackel, Vater! rief der älteste, und eilte voraus, dem Tageslichte entgegen, das durch das Gestein brach. Endlich kamen sie an den Eingang des unterirdischen Gewölbes. Die Knaben schrieen laut auf, bedeckten sich die geblendeten Augen, schauten wieder, und schrieen vor Freude. Eponine lehnte sich auf Sabinus Schulter und bebte vor Wonne, und Sabinus sank an seines Weibes Busen und bebte wie sie. Ein heiliger Schauer ergriff sie. Sie san-

ken auf den Boden, und der Gedanke, der rein=ste Gedanke: Gottheit, durchbebte ihre Seelen. So standen sie alle eine Stunde und tranken die fröhlichen Strahlen des Tages in sich. Ein dicker Wald verbarg die Sonne. Das ist der Tag! sagte Eponine leise und feierlich zu dem jüngsten Knaben. Er lächelte freundlich. Jetzt traten sie an eine lichte Stelle; die Sonne leuchtete dahin. Das ist die Sonne! wollte der Vater sagen, und beide Knaben stürzten zit=ternd zu Boden, und weinten.

Kaum wollten die Kinder sich zurückführen lassen. Die Sonne! war ihr erstes Wort, wenn sie erwachten, und mit dem Worte: Son=ne, schliefen sie an der Seite ihrer Eltern ein. Laß uns die Sonne sehen! riefen sie unabläs=sig, und von Zeit zu Zeit führten die zu zärt=lichen Eltern die Kinder an den verrathen=den Tag.

Sabinus hat sich mit Eponinen verbrannt! sagte das Volk, und bei den Ruinen des zer=störten Hauses wünschte jeder den Schatten der beiden Liebenden Glück. Man hatte ihre Ge=beine gesucht, und nicht gefunden. Der Feld=

herr glaubte, sie wären entflohen. Ein Soldat hatte im Walde die glückliche Familie gesehen und belauscht. Er hört die Namen: Sabinus und Eponine. Sabinus? denkt er, und läuft zum Feldherrn, und erzählt. Man sendet Soldaten. Man lauert lange vergebens. Endlich kömmt die glückliche, unschuldige Familie wieder aus den Ruinen hervor. Sie stehen da eng umarmt, und freuen sich des Lichtes. Die Krieger stürzen hervor. Sabinus ist umringt, gebunden. Die Kinder schreien; Eponine ist zur Erde gesunken. Die Soldaten führen den Sabinus fort. Die Kinder stehen da unentschlossen, ob sie dem Vater folgen oder bei der todten Mutter bleiben sollen.

Sie stürzen sich über die Mutter her, benetzen sie mit ihren Thränen, und nach einer Stunde schlägt die trostlose Mutter endlich die Augen auf. Wo ist er? ruft sie, und wirft die Kinder, die sie umarmen wollen, von sich. Sie rafft sich auf; die Kinder hängen sich an ihr Gewand, sie bemerkt sie nicht; sie fassen auf jeder Seite ihre Hand, sie fühlt es nicht; sie eilt zur Stadt. Ihr Haar fliegt wild um

den Nacken, ihr Gewand fliegt frei im Winde. Wo ist Sabinus? ruft sie laut, und man begleitet sie zum Prätorium. Hier findet sie ihn. Er steht vor dem Prätor, ernst und stolz. Eponine stürzt herein; er lächelt, und legt seine Wange auf ihre Schulter, und sie küßt die Bande, die seine Hände gefangen halten.

Der Prätor sieht finster auf das liebende Paar. Sein Herz ist bewegt, er kann sie nicht retten. Du bist Julius Sabinus? frägt er noch einmal. Schon einmal sagte Sabinus: ich bin es! Du hast dein Leben verwirkt, Sabinus; allein ich will dich nicht hinrichten lassen. Cäsar mag dich selbst richten! die Götter geben ihm mein Herz! Er legt dem einen Knaben die Hand auf das Haupt, betrachtet mit einem traurigen Blicke die Mutter, und geht. Sie sind allein. O, Eponine! ruft Sabinus voll Schmerz, und betrachtet sie mit durchbohrenden Blicken. Sabinus! was wird dein Schicksal seyn? frägt sie eilig.

Sterben, meine Eponine!

Und diese Knaben?

Sie haben nichts verbrochen; sie werden leben!

Und ich?

Und du? o du Arme! du wirst leben, du bist der Knaben Mutter.

Nein, Sabinus; erinnere dich! du warst nicht Römer, nicht Gallier, du warest mein! ich bin nicht Gallierin, nicht Mutter, ich bin dein!

Jetzt trat eine Wache hinein, um Sabinus nach Rom abzuführen. Eponine begleitete ihn, die beiden Knaben an der Hand. Man hörte keine Klage aus ihrem Munde, man sah keinen finstern Blick in ihren Augen. Sie ging neben Sabinus her, und lächelte ihm zu, trocknete ihm den Schweiß von der Stirn, und sprach mit ihm von ihren glücklichen Tagen.

So kamen sie in Rom an. Vespasian versammelte den Senat, und dieser sprach Sabinus Todesurtheil. Eponine wurde doch auf einen Augenblick bleich, wie das Wort: des Todes schuldig! gesprochen wurde. Aber stolz trat sie an des Cäsars Thron. Sie erzählte ihm

kurz ihre Begebenheit. Hat die Liebe den Tod verdient, Cäsar?

Vespasian staunte das Weib an. Aber er war Cäsar, er konnte nicht verzeihen. Die Liebe nicht, sprach er, aber der Aufruhr!

Unwidersprechlich ist sein Todesurtheil? fragte sie ernst.

Unwidersprechlich! antwortete der Cäsar.

Und seine Kinder? sie faßte beide Knaben an, und führte sie näher an Vespasians Tribune, und betrachtete sie mit liebevollen Augen voll Thränen.

Der gerührte Cäsar sprach: ich werde ihr Vater seyn! Habe Dank! rief sie, und nun zog sie beide Kinder an ihre Lippen, drückte sie eins ums andere an ihren Busen. Auf einmal wandte sie sich an Sabinus. Sie reichte ihm die Hand; sie betrachtete ihn mit einem zärtlichen Blicke. Sabinus, sprach sie, und ihre Blicke wurden triumphirend, wie die Blicke einer Göttin. Sabinus! rief sie, unser unterirdisches Glück hebt aufs neue an, und uns wird kein Cäsar wieder richten. Verstehst du mich?

Sabinus sank an ihren Busen. Ich verstehe dich, du bist mein!

Ja, ich bin dein! rief sie laut, zuckte einen Dolch, und rannte ihn in Sabinus Brust. Wir sehen uns wieder! rief sie, und legte ihn auf den Boden. Cäsar, sei meiner Kinder Vater! und der Dolch traf auch ihr Herz.

Bei den Göttern, ich hätte euch verziehen, wenn ich das vermuthet hätte! rief Vespasian, und eilte ihr zu Hülfe.

Du kanntest die Liebe nicht, Cäsar! sagte Eponine mit sterbenden Lippen. O, so war ich glücklicher in der Höhle als du auf dem Throne! Sabinus! Sie wandte das Auge nach Sabinus, und das Licht im Auge verlosch.

II.

Heirathen.

Meine geliebte Henriette,

Ich bin Braut, Braut von dem Kriegsrath von Selstroh. Wie das zugegangen ist? — Nun, wie das so zugeht in der Welt. Schon lange merkte ich wohl, daß er um mich her flatterte. War ich im Thiergarten, so war er auch da; war ich im Konzerte, so stand er neben meinem Stuhle; war ich in der Komödie, so trat er auch hinein; war ich in Gesellschaft, so wußte er es so zu arrangiren, daß er meine Spielparthie machte, und er verlor jedesmal. Sieh, troß dem allen, mein Kind, und bedenke, daß er immer von Allen am geschmackvollsten gekleidet war, troß dem allen hatte doch noch immer der Lieutenant bei mir den Vorzug. Allein nun lernte ich auch sein Inneres kennen, und da schien mir es doch, als ob er doch zuletzt sein Spiel gewinnen könnte, du

hast gar keinen Begriff davon, wie witzig der Kriegsrath ist. Er versteht einen Menschen, welchen man ihn bezeichnet, so fein aufzuziehen, daß man sich ausschütten möchte vor Lachen. Es ist der listigste Teufel, den ich je gesehen habe, und der artigste Mann, ein Ausbund an Lebensart. Und wie kann da mein armes Herz widerstehen? — Ich versichre dich, er könnte einen Engel lächerlich machen.

Endlich machte er Bekanntschaft mit meiner Mutter, und nun besuchte er uns. Du solltest seinen Wagen sehen: olivengrün lackirt, und eine blaßgelbe Vignette an den Thüren. Seine Pferde, sein Jokey, sein Anzug, sein Kutscher, seine Lebensart, und das reiche Pferdezeug; das Alles zusammen — o, ich bin schon zweimal in seinem Wagen im Thiergarten gewesen! Es ist der schönste Wagen in der ganzen Stadt.

Er sprach mit Mama, und sagte so viel drollige Dinge, daß Mama sich todtlachen wollte. Er sah sie immer für meine älteste Schwester an, und mir behauptete er ins Gesicht, ich sei geschminkt, denn meine Röthe

könnte nicht natürlich seyn. Wir haben gelacht, daß wir ihn bitten mußten, aufzuhören. Sieh, er schwatzte mit Mama's Hunde, als ob er ein Mensch wäre, und erzählte dem so viel dummes Zeug von den Liebhabern der Frau von Alshen, und von der ihren Liebhabern; wahrhaftig, er war ganz toll, und wir lachten auch wie toll.

Und nun hatte er ein Bild in seiner Dose, das gar nicht hübsch war: es war schlüpfrig; aber er wußte wieder so toll darüber zu sprechen, daß ich nicht böse auf ihn werden konnte, daß er das Bild hatte. Kurz, der Nachmittag verging wie ein Augenblick.

Ein paar Tage darauf kam er wieder; ich war allein. Nun erklärte er mir seine Liebe, und machte dabei solche Gesichter, daß ich nicht aus dem Lachen gekommen bin. Nun wollte er eine ernsthafte Antwort haben; die mochte ihm sonst wer geben. Und nun wandte er sich an meine Mutter, und da hatte er gewonnen Spiel; denn er that ihr, da er um mich anhielt, zugleich eine Liebeserklärung mit. Ja, Jettchen, was das ein Mann ist! Wir wiesen

ihn endlich an den Papa. Da wollt' er gleich fort zu ihm; meine Mutter aber schimpfte ihn, und befahl ihm, ja recht ernsthaft zu seyn, weil der Papa — du kennst ihn ja. Sie wollte auch erst mit Papa reden. Das ging denn auch. Papa gab nach, und Selstroh kam ein paar Tage darauf, und wie er Papa bewiesen hatte, daß sein Stammbaum gut und richtig war, so gab Papa seine Einwilligung. Er legte meine Hand in Selstrohs Hand, und fing dabei an zu weinen. Mir wurde auch weinerlich, wie ich Papa weinen sah; aber der Kriegsrath machte mir heimlich solche Gesichter zu, daß ich zwischen durch lachen mußte.

Sieh, so wurde ich Braut des allerliebenswürdigsten Mannes; denn ich versichere dich, man reißt sich in Gesellschaft um ihn. Ich bekomme ein Kleid, höre! ein Kleid, mit einer französischen Stickerei aus Lyon, und der Kriegsrath hat mir schon gesagt, daß sein Bräutigamskleid seines Gleichen nicht haben soll. Das wird eine Hochzeit seyn, die so leicht nicht wieder seyn wird. Acht Tage darauf soll ein Ball seyn, wo — doch ich will

schweigen, du sollst recht überrascht werden durch mein Glück. Mein Lieutenant flucht, aber — was sollt' ich machen? Ich habe ihm versprochen, daß er mich noch als Frau besuchen darf. Adieu, liebe Jette, ich bin

deine glückliche Louise.

Das war ein Brief einer gesitteten Europäerin; zum Gegenstück schreibe ich einen Brief einer gesitteten Asiatin, eines Mädchens aus Sina, ab. Die Farben sind verschieden, allein die Grundzüge sind eben dieselben.

Meine theuerste Yaya,

Mein Glück hängt nur noch an 400 Goldkronen, die mein Vater von meinem Liebhaber verlangt, ehe er mich ihm geben will. O, wie sehnlich wünsche ich, daß er die Summe aufbringen mag!

Man sagt von dem Obristen, und das weißt du, es soll der höflichste Mann in Pecking, ein wahrer Ausbund an feiner Lebensart seyn, und das ist er, das ist er, Yaya, das ist er! Wie er den ersten Besuch in unserm Hause

ablegte, o Himmel, was war da nicht für ein Beugen und Krümmen, und Stillstehen, Zurücktreten und Vorwärtsgehen, um einander Herspringen zwischen ihm und meinem Vater! Sie waren wie ein Paar Enten, auf einem Teiche, die sich eine um die andere in das Wasser tauchen.

Nach einer ganzen Stunde kamen sie endlich in den Saal. Nun schwung der Obrist dreimal mit der Hand mit aller möglichen Grazie. Mein Vater, der keinem an Höflichkeit nachgiebt, schwung mit der Hand viermal. Darauf fing der Obrist wieder an, und nun schwungen sie die Hände ein paar Minuten gegen einander.

Ich stand wie gewöhnlich hinter einem Schirm, und sah durch eine Spalte zu. Der Obrist wußte es, daß ich da stand. Ich hätte mein halbes Leben darum gegeben, wenn ich nur die Spitze meines Fußes, der doch sehr klein ist, unter der Tapete hätte durchbringen dürfen.

Er ist ein schöner Mann, liebste Yaya! kurz und dick, und diese natürliche Schönheit erhob die geschmackvollste Kleidung. Sein Kopf

war glatt geschoren, wie meine Hand, bis auf die Krone. Das Haar der Krone hing ihm bis auf die Absätze der Schuhe, und war am Ende mit einem Bouquet gelber Rosen geschmückt. Er war mit Teufelsdreck parfümirt, und seine Blicke, sein Wesen war ganz unwiderstehlich. Er hatte seine Augen steif auf eine Wand gerichtet, seine Miene war ernsthaft und starr, und ich glaube, der lächerlichste Vorfall würde seinen Lippen kein Lächeln entlockt haben.

Nach einem sehr höflichen Stillschweigen von zwei Stunden bat er auf die artigste Weise, man möchte die Sängerinnen, blos um mich zu belustigen, herein kommen lassen. Sie kamen herein, sie sangen, und der Obrist faßte nach einiger Zeit eine von ihnen in die Arme, und schlich mit ihr in das Schlafzimmer, und blieb so lange mit ihr aus, daß ich am Ende glaubte, er würde gar nicht wieder kommen. Endlich erschien er wieder; man sang, und er betrachtete wieder, wie aus Stein gehauen, die Wand, bis er nach einer halben Stunde mit einer andern Sängerin in das Schlafzimmer

verschwand. Sieh, liebe Yaya, so viel Politesse hat der Obrist.

Als er endlich wieder ging, so nahmen die Verbeugungen wieder ihren Anfang. Mein Vater wollte ihn bis an die Thür begleiten, allein mein Liebhaber schwur, lieber das Leben zu verlieren, als das zuzugeben. Mein Vater gab nach, und der Obrist wollte nun zu Pferde steigen. Jetzt lief mein Vater an die Thüre. Nun brachten sie eine halbe Stunde zu mit bloßen Verbeugungen, ehe der eine aufsteigen und der andere gehen wollte; mein Vater mußte wiederum nachgeben. Der Obrist stieg nun auf, und kaum war er zehn Schritte fortgeritten, so rief ihm mein Vater ein Lebewohl nach. Der Obrist wandte sein Pferd, stieg ab, und mein Vater war gezwungen das Haus zu verschließen, ehe der Obrist fortritt.

Nach einer Stunde bekam ich von ihm wenigstens zehn Billets, worin er um die Erlaubniß bat, mir ein Geschenk zu machen; mein Vater antwortete eben so oft, und endlich sandte er mir ein sehr schönes Geschenk von Enten-

eiern, die wohl mit zwanzig Farben bemahlt waren.

Ich habe ein Fongwhang gekauft, dessen Schnabel mir bis auf die Nase tritt, und, was noch mehr ist, ich habe die Galanteriehändlerin mit falschem Gelde betrogen. So glücklich bin ich, liebe Freundin. Den gesittetsten Liebhaber und ein Fongwhang um die Hälfte des Preises. Ich bin

Deine getreue Yaoua.

In diesem Briefe der Sineserin ist nicht ein Wort übertrieben; dies sind die Gebräuche bei einem Besuche in Sina, so lächerlich sie auch scheinen.

Mein gutes Hannchen,

Seit zwei Tagen bin ich aus einem frohen Mädchen das glücklichste Weib geworden; das glücklichste Weib, sag' ich, oder alle menschliche Hoffnungen müßten trügen. Vor einem Jahre ungefähr bezog ein seltsamer Mann das Jägerhaus im Walde, meinem Lieblingsorte. Ich war böse auf ihn, von Herzen böse, weil ich nun nicht mehr da mit Försters Töchtern unsere

Milch kochen, und unser Abendbrodt da zubereiten konnte. Der Mann sah so grämlich, daß man sich vor ihm fürchtete. Wir hießen ihn auch nur den Waldgeist; denn er lebte da mit einem Bedienten so ganz allein, und that nichts, als lesen, und in Wald und Feld umherstreifen.

Nach und nach fingen doch aber unsere Bauern an, ihn sehr herauszustreichen; er war ihnen in Allem beiräthig; er ging zu ihnen, und sie zu ihm, und wir fürchteten uns nicht mehr vor ihm. Wir fingen also unsere Spatziergänge wieder nach dem Walde an, und der Waldgeist legte uns nichts in den Weg. Er schwatzte sogar zuweilen mit uns Mädchen, erzählte uns Geschichten, die uns immer die Thränen in die Augen lockten, so, daß wir zuletzt gar gern zu ihm gingen, unsere Milch mitnahmen, und sie dort verzehrten.

Sieh, so wurde ich nach und nach mit diesem Herrn Müller bekannt, und immer bekannter. Ich sah wohl, daß er mit mir mehr und lieber redete, als mit Försters Töchtern; aber er las mir auch zuweilen derb den Text, wenn ich etwas machte, das ihm nicht anstand.

Endlich besuchte er auch meinen Vater, und auch der gewann ihn lieb. Er kam nun alle Tage zu uns herab, oder ich und Försters gingen zu ihm. Mein Vater kann vor Alter den Berg nicht mehr steigen.

Oft saß er ganze Stunden bei mir im Garten, und erzählte mir, und fragte mich aus, und lehrte mich allerlei, von der Natur, von gut seyn, von Mitleiden, von Wohlthaten, und da wußte er von jedem Dinge so schöne Geschichten, daß es mir unmöglich wurde, hart gegen Jemanden zu seyn, oder zu zanken, oder üble Laune zu haben. Ich wurde so gut, daß das ganze Dorf mich lieb gewann.

Aber zu gleicher Zeit hatte ich auch Herrn Müller so lieb gewonnen, wie meinen Vater. Ich weiß selbst nicht, wie es zuging. Hübsch war er gerade nicht; jung auch nicht mehr, auch trug er keine so schönen Kleider wie Amtmanns Louis. Er trug einen blauen schlichten Rock, und immer einen runden Huth. J ja, manchmal dachte ich wohl, so ein hübscher Rock mit einer goldenen Weste sollte ihm gut stehen; aber ich hatte ihn doch lieber als Louis,

ob mir gleich der immer die Hand küßte, wenn er bei mir war, und mich einen Engel, ein himmlisch schönes Mädchen nannte. So nannte mich Müller gar nicht; er nannte mich schlecht weg: meine gute Marie!

Nun sagte er mir immer, daß er mich liebte, und daß er gern sähe, wenn ich ein gutes Mädchen würde. Und das ist wahr, das wurd' ich auch durch ihn. Darauf war einmal Louis im Garten bei mir, und faselte um mich her. Müller kam, und wenn der kam, so ging Louis, denn er konnte Müllern nicht leiden, und nannte ihn einen hochmüthigen Pedanten. Müller fragte mich: sagen Sie mir einmal, Marie, wie gefällt Ihnen Louis? — Ich sagte denn meine Meinung; ich hielte ihn nicht für einen guten Menschen. Darüber stritten wir uns, und endlich fragte er mich, ob ich ihn denn für einen guten Mann hielte. Ich sagte: ja! Also lieben Sie mich, Marie? Sieh, da wußte ich nicht, was ich antworten sollte. Ich wurde aber roth, wie eine Klatschrose. Nun setzte er sich mit mir in eine Laube, und fragte noch einmal und so ernsthaft, daß

ich zitterte, ob ich ihn liebte? Er bat mich, ich sollte vertraut mit ihm reden, und ich weiß noch nicht, woher ich das Herz nahm: ich that es. Nun fragte er mich aus, so aus, daß ich glaube, er kannte mich nun besser als ich mich selbst.

Und willst du mein Weib werden? fragte er nun, und sah mich mit einem so sanften schönen Lächeln an, daß ich nicht hätte nein sagen können, und hätte es mir das Leben kosten sollen. Aber ja sagte ich auch nicht. Mir standen die Thränen in den Augen. Er küßte mir nun zum erstenmale die Hand. Ein so guter, ein so edler Mann küßte mir die Hand! Es ging mir durch die Seele. Nun sagte ich, noch weiß ich nicht, woher ich den Muth nahm: ja, ich will Ihre Frau werden! Er drückte mich in seine Arme, und nun ging er mit mir zu meinem Vater. Er hielt noch immer meine Hand, und sagte: hören Sie, lieber Vater, ich liebe Marien; Marie liebt mich. Mein Vermögen ist nicht groß, aber doch groß genug, die Wünsche einer vernünftigen Frau zu befriedigen, und für die Bedürfnisse einer Fa-

milie zu sorgen. Marie kennt mich, ich kenne Marien, wir werden glücklich seyn! darf ich Marien mein nennen?

Mein Vater fiel dem edeln Manne weinend um den Hals. Das hab' ich von Gott erbeten! sagte er schluchzend. Müller küßte mich, ich küßte Müllern, unser Vater segnete uns, und mir war es, als ob die Erde immer unter meinen Füßen fortflöge.

Die Hochzeit wurde in vier Wochen bestimmt, und Müller gab mir nun zweihundert Thaler, mit den Worten; zu deinen Brautschmucke, Marie; oder, wenn du etwas Vernünftigeres weißt, so gebrauch' es dazu! Es ist Ueberfluß! Ich zählte meine zweihundert Thaler in blanken Louisd'or; glaubst du wohl, daß ich ordentlich geitzig wurde. Müller lachte, wie ich ihm das sagte. Endlich kaufte ich mir für funfzehn Thaler ein schloßweißes Kleid, recht hübsch, und das andere gab ich unserer Anne; du mußt das hübsche Mädchen noch kennen. Des Schulzen Sohn hatte sie lieb; aber sein Vater wollte sie ihm nicht geben, weil das arme Mädchen arm war.

Aber ich will dir's nur gestehen, daß es mein Einfall nicht war. Ich dachte doch, so oft ich das Geld ansah, wie ich nun kaufen könnte, und dann wollt' ich's wieder sparen. Da saß ich und zählte, und Anne sah, wie ich's zählte. Die Thränen standen dem armen Dinge in den Augen. Ich fragte: was weinst du denn? Wenn ich das Geld hätte, Mamsell Mariechen, sagte Anne, so — dürfte mich Hans nehmen.

Da gingen mir die Augen über; ich stand auf, und gab ihr das Geld, und behielt nur drei Louisd'or. Mir ging das Geld nahe; aber wie es Anne erst hatte, und hörte, daß sie es ganz gewiß behalten sollte, und laut an zu weinen anfing, und auf ihre Knie fiel, da war ich so froh, so froh! Ich habe Annen geküßt; es war als ob ich sie ordentlich lieber hätte, als vorher. Das war ein Lärm im Hause; Anne sprang wie toll Trepp' auf und ab; mein Vater lachte, und Müller drückte meine Hand auf sein Herz und lächelte, und eine Thräne quoll aus seinem Auge.

Nun wurde Anne mit mir aufgeboten,

und mit mir getraut, und ich saß zwischen beiden Bräutigams am Tische, und Anne hörte den ganzen Tag nicht auf zu weinen, und wo sie mich allein habhaft werden konnte, da wollte sie mir immer die Hände küssen.

Sieh, liebes Hannchen, so bin ich nun Frau Müllerin, und wohne nun oben im Jägerhause, und habe ein Klavier, und schöne Bilder an den Wänden und ein großes Brett voll Bücher, und mein Mann lies't und spielt mir vor, und ich muß ein Register über die Armen im Dorfe halten, und aufschreiben, was ich jeden Tag Gutes thue. Kurz, kein Mensch kann auf der Welt glücklicher seyn, als

deine treue Marie Müllerin.

Ich darf wohl kein Wort hinzusetzen, um meinem einfachen Landmädchen den Schutz jedes Herzens zu verschaffen, und ihm den Beifall zuzusichern, dem die Natur jedem Herzen stiehlt oder entreißt. Dieser letzte Brief hat noch den Vorzug, daß er keine Erdichtung, sondern wörtlich wahr ist. Daß der erste Brief tausendmahl wahr seyn könnte, wird keine Le-

serin bezweifeln, wenn sie auch nur einmal in einer großen Stadtgesellschaft gewesen wäre; bei einer Sinesin würde er eben das verächtliche Erstaunen hervorbringen, das der Brief der Sineserin bei uns hervorbringen muß.

Der Liebe, der Natur, sagt ein Indier, vertrauete die Gottheit die Aufsicht über die Ehen an, und die Menschen waren glücklich; ein neidischer Geist erfand die lächerlichsten Gebräuche dazu. Liebe und Natur flohen, und ein Plagegeist bemächtigte sich der Herrschaft über die Ehen, die Menschen zu plagen.

Ein Bauer, der lange in der Stadt gelebt hatte und endlich auf sein Dorf zurückgekehrt war, meinte, wenn der Städter nur so viel Aufmerksamkeit und Vorsicht bei der Ehe gebrauchte, wie bei dem Ankauf von ein paar Kutschpferden, so möchte noch Alles gut gehen. Man spannt nur zwei gleiche Pferde vor, von gleichem Alter, gleicher Farbe, gleicher Größe, gleicher Stärke und gleichem Muthe, und die Kutsche rollt leicht dahin. Wie kann das Hauswesen leicht dahin rollen? fuhr er fort,

da das Gespann so ungleich ist, das man vorgespannt hat.

Man verzeihe dem Bauer den unedeln Vergleich, und halte sich an das Lehrreiche der Fabel!

III.

Ueber die Heirathen bei den Herrnhutern.

Bei uns ist die Heirath entweder eine Art von Handel oder die Wahl der Empfindung, oder, in höchst seltenen Fällen, ein Geschäft der Vernunft. Man frägt entweder: wie viel hat das Mädchen? oder man ruft: so schön ist sie! oder man denkt: so gut ist sie, daß ich hoffen kann, glücklich mit ihr zu leben. Bei den Herrnhutern ist die Heirath weder ein Geschäft des Geitzes, der Liebe, oder der Vernunft, sondern das Geschäft der Würfel. Wie bekannt sind in allen Herrnhuterischen Anstalten die unverheiratheten Mädchen und Jünglinge von einander abgesondert. Aller Umgang ist den beiden Geschlechtern mit einander untersagt; sie sehen sich höchstens in der Kirche, oder im

Vorübergehen einmal, und wenn der leidige Amor durch die Augen eines Mädchens und eines Jünglings sich einmal einen Weg in ihre beiden Herzen zu eröffnen wüßte, so macht das das Ding auf keine Weise besser, und die Gesetzgeber dieser Brüderschaft haben durch diese strenge, und gewiß genau befolgte Absonderung beider Geschlechter der Herrschaft Amors in ihren Kolonieen eine so feste Barriere entgegengesetzt, daß es diesem Tausendkünstler, der sonst sein Näschen in Alles steckt, nur sehr selten gelungen ist, einen Schleichhandel von Liebe mit der Herrnhutischen Jugend zu treiben.

Ueber die heirathslustige Jugend werfen die strengen Vorsteher das Loos, das einzige bei den Herrnhutern erlaubte, und gewiß das allergefährlichste Hazardspiel. Man kündigt dem jungen Manne an, welche Frau auf seinen Wurf getroffen ist, und er hat keine Freiheit weiter, wenn etwa seine Augen schon in der Kirche gewählt haben, als zu diesem Gottesurtheile nein zu sagen. Er darf es nicht einmal wagen, die zu nennen, die sein Auge liebt. Er muß unverheirathet bleiben, oder er muß auf-

hören, Herrnhuter zu seyn, wenn er sich diesem strengen Gesetze nicht unterwerfen will.

Abscheulich! abscheulich! werden ein großer Theil unserer jungen Leserinnen rufen, die es vielleicht sehr übel nehmen würden, wenn der eigene Vater, oder die weise, durch Erfahrung geprüfte Mutter es wagten, nur ihren guten Rath bei der Wahl geben zu wollen, welche die Phantasie, oder die Eitelkeit, oder die liebe Langeweile der jungen Dame getroffen hat.

„Nicht deswegen, mein Herr, sondern abscheulich wegen des fürchterlichen Unglücks, das beinahe in allen Ehen bei den Herrnhutern durch dieses unmenschliche Gesetz entstehen muß. Bedenken Sie nur, mein Herr, das Loos giebt einem Mädchen einen Mann, der etwa häßlich ist, wie die Nacht, oder einen stinkenden Athem hat, oder — der Himmel weiß, wie viel Oders man hier noch in Einem Athem herzählen könnte. Das Mädchen wäre heiter, der Mann mürrisch; das Mädchen vornehm, der Mann von niedrigem Stande: die närrischsten

Widersprüche könnte hier ja das Loos zu Mann und Frau machen!“

Und thut es wirklich, meine Damen!

„Die armen Herrnhuterinnen! das mag eine Menge unglücklicher Ehen bei ihnen geben! — Nicht wahr, da folgt doch wohl, daß die Ehescheidungen bei den Herrnhutern sehr, sehr; äußerst leicht zu erhalten seyn werden?“

Sehr, sehr, äußerst schwer, meine schönen Mitleidigen! Nur der Ehebruch, oder eine vollkommene Abneigung, kann nach den Gesetzen der Brüdergemeinde eine Ehe scheiden!

„Ach, die armen, unglücklichen Herrnhuterinnen!“

Das Alles, und noch mehr, sagte ich auf einer Reise einem jungen Herrnhuter, der in Neudietendorf, einer Brüderkolonie, Arzt war, auch, und er antwortete mir, daß in allen Herrnhutischen Kirchenarchiven nicht Eine Klage auf die Ehescheidung läge; daß überall dieser Fall einer Klage der Eheleute gegen einander, etwas ganz Unerhörtes, und daß dies

wohl der allerüberzeugendste Beweis von den glücklichen Ehen unter ihnen sei.

Ich gab ihm das zu.

Und so sehen Sie, fuhr der junge Arzt fort, ist das Loos sicher die beste Art, Ehen zu stiften; Sie sehen, daß Gott mit in diesem Spiele ist. Bei Ihnen wählt Neigung, Liebe, freie Wahl, Vernunft: und ein großer Theil Ihrer Ehen ist unglücklich; bei uns wählt, wie Sie es nennen, das blinde Loos, und unsere meisten Ehen sind glücklich; der Wunsch, sich wieder zu trennen, ist eine Seltenheit, und eine Ehescheidung ein noch bis jetzt unerhörtes Wunder. Wie können Sie denn sagen, daß diese Veranstaltung unphilosophisch ist? So hatt' ich sie nemlich genannt.

Ich wußte sogleich nichts darauf zu antworten; der Arzt hatte nicht länger Zeit, sich mit mir zu unterhalten, und er versprach, mich den andern Tag in Neudietendorf umher zu führen, und da, wenn es mir gefiele, das Gespräch wieder anzuknüpfen. Ich nahm es an, und nun setzte ich mich nieder, und suchte die

Ursach dieser Sonderbarkeit der so seltenen unglücklichen Ehen, bei einer so in die Augen fallenden Wahrscheinlichkeit dazu, auf. Sie fiel mir sehr bald in die Augen. Eine Vergleichung unserer Lebensart mit der Lebensart der Herrnhutischen Kolonisten mußte sehr bald darauf führen. Lebten die Herrnhuter wie wir, unter den mannichfaltigen Zerstreuungen, unter den tausendfachen Bedürfnissen des Mannes und des Weibes, die sich durchkreutzen, in den so vielfachen Verhältnissen, worin bei uns Mann und Weib gegen einander stehen, durch Luxus, Gesellschaft, Vergnügungen, Beschäftigungen, Kleidung, Kinderzucht u. s. w., so würde eine gute Ehe bei den Herrnhutern, die das Loos geschlossen hätte, ein noch weit seltneres Wunder seyn, als sie es bei uns ist. Der Herrnhuter, von Jugend auf zu dem einfachsten Leben gewöhnt, gewöhnt zum Gehorsam gegen die Befehle seines Obern, ohne darüber zu urtheilen, empfängt sein Weib, wie den Befehl, nach Pensilvanien zu reisen. Sie zieht in sein Haus, und er hat, ohne im min,

desten seine Beschäftigung oder seine Lebensart deshalb zu ändern, ein Weib, und durch das Weib die große Bequemlichkeit, sich nicht mehr dem langweiligen Zwange des Brüderhauses unterwerfen zu müssen. Seine Frau hat durch die Ehe ebenfalls eine Bequemlichkeit mehr erhalten, sich von dem Schwesterhausen-Zwange befreit zu sehen, ohne ebenfalls etwas Anderes in ihrer Lebensart geändert zu haben.

Mann und Frau stehen auf, trinken stumm, oder unter wenigen Worten Kaffee, gehen an ihre Arbeit, essen Mittags, arbeiten bis Abends, essen, und gehen schlafen. Woher sollen bei den häuslichen, wortarmen, immer beschäftigten Herrnhutern Ursachen zu Streitigkeiten kommen? Die Kinderzucht hat ihre bestimmten Regeln; Fleiß und Beten, Putz für Mann und Weib ist bestimmt, Gesellschaft wenig und ohne alle mögliche Unordnungen, Vergnügungen wie nach Klosterregeln abgezählt. Es wäre ein Wunder, wenn bei der so einfachen, ungeselligen Lebensart zwischen Mann und Weib Streitigkeiten entstehen könnten, welche die Ehe unglücklich machten. Allein glücklich? ich zweifle

daran. Wo diese süßen Ergießungen des Herzens nicht durch Feinheit, kleine Verlegenheiten, Selbstentschluß, gegenseitige Hülfe und gegenseitiges Verzeihen stattfindet, da kann unmöglich das Glück wohnen. Wo das Weib, wie zu Herrnhut, des Mannes nur bedarf, um Mutter zu werden, und der Mann des Weibes, nur um seinen Namen fortzupflanzen, da ist das Weib nicht Fleisch von des Mannes Fleisch, sie sind nicht Eines Geschlechts, sie können nicht glücklich seyn.

Zu gleicher Zeit führt aber dies auf die so ernsthafte Bemerkung: wie glücklich könnten bei uns der größere Theil unserer Ehen seyn, da bei uns Herz und Neigung, Ueberlegung und Vernunft die Wahl haben, wenn wir nur einigermaßen zu einer simpeln, natürlichen Lebensart zurückkehren wollten, von welcher uns Luxus, Eitelkeit, und die Sucht, in Kleinigkeiten zu glänzen, vertrieben haben. Da die Herrnhuter, denen freie Wahl, Neigung, Liebe und Ueberlegung bei den Wahlen ihrer Weiber gänzlich fehlt, durch ihre unglücklosen Ehen uns überzeugen, daß mit einem simpeln, häus-

lichen Leben die meisten Quellen des Elendes in den Ehen verstopft werden können.

Ein häusliches Leben würde das Unglück aus den Familien vertreiben, und die Liebe, welche unsere Ehen schließt, würde Leben und Freude, Fröhlichkeit und Wonne an der Seite des jungen Weibes in jede Hütte einführen.

IV.

Mittel

für das weibliche Geschlecht, Gesundheit und Schönheit zu erhalten.

Ein Englischer Philosoph sagte einem zehnjährigen Mädchen, die ihn ganz naiv fragte: aber wie mach' ich es, um schön zu werden? „werde liebenswürdig, und du bist schön!" und es sollen sich mehrere Mädchen bei dieser Methode des Philosophen sehr gut befunden haben. Allein man könnte wieder fragen: aber wie mach' ich es, um liebenswürdig zu werden? Einer Untersuchung ist das Ding, das die Damen Schönheit nennen, immer werth.

Alles ist vergänglich, und die Natur zerstört in ihrem Gange nach und nach Alles das wieder, was sie gemacht hat. Die menschliche Weisheit besteht nur darin, die Natur den Weg zur Zerstörung dessen, was wir Gutes ha-

ben, so langsam gehen zu lassen, als es möglich ist. Die Frauenzimmer fühlen das in keinem Punkte mehr, als bei ihrer Schönheit; wenigstens versichert mir einer meiner Freunde, daß die Schönheitselixire, Salben für eine glatte Haut u. s. w., welche die Hamburger Zeitung empfiehlt, noch immer ganz reichlich abgingen, obgleich die Zeitungsmittel sehr verschrieen sind; auch möchten diese wohl schwerlich die Mittel seyn, eine welkende Schönheit wieder aufzufrischen.

Meine Mittel sind von der Natur vorgeschrieben, so simpel — eben darum, sagt ein Satyriker: unbrauchbar! und wenn der Feind der Menschen dem weiblichen Geschlecht den verderblichsten Rath geben wollte, er könnte ihm keinem andern Rath geben, als diesen: fahrt fort so zu leben, als ihr lebt!

Meine Mittel sind: Arbeit, Mäßigkeit und Ruhe der Seele, die nicht durch heftige Leidenschaften zerstört wird.

Arbeit? ein Mittel, Gesundheit und Schönheit zu erhalten? Man lächelt; und doch ist es

so! denn wahrhaftig, die heftigste Arbeit ist dem weiblichen Geschlechte nicht so fürchterlich als der Müßiggang. Die Noth, welche die meisten Weiber aus den untersten Klassen zu Arbeiten zwingt, die nur für die stärkern Arme des Mannes zu gehören scheinen, nimmt diesen Weibern nichts als einige kleine Reitze, und läßt ihnen doch die Gesundheit; allein ein beständiges Nichtsthun zerstört mit der Gesundheit das, was die Damen mehr als die Gesundheit lieben, wenn es ohne sie bestehen könnte, die ganze Schönheit.

Vergebens vergießt der Arzt Angstschweiß, die schwache Gesundheit der müßigen Frauenzimmer aus den ersten Ständen zu erhalten; vergebens wendet die Dame nach einigen Jahren, die sie unthätig im Sofa oder am Spieltische hinbrachte, alle Künste der Toilette an, die sterbende Schönheit aufs neue zu beleben; der Müßiggang hat dem Körper die Kraft genommen, seiner äußern und innern Zerstörung zu widerstehen.

Der Müßiggang macht die festen Theile des Körpers schlaff, und nimmt ihnen die Stär-

ke und Festigkeit, die ihre Schönheit ausmachen; er hindert den raschen Umlauf der Säfte, wodurch sie rein von aller Schärfe erhalten werden. Die Arme werden also schlaff und welk, die Wangen fallen ein, die Haut verliert die lebendige schöne Farbe des Lebens, wird trocken, unrein und rauh. Nennt man nicht sprichworts- oder spottweise ein bleiches Gesicht, mit einem todten Auge und eingefallenen Wangen, ein vornehmes Gesicht? — Weiter zerstört der Müßiggang die rasche Lebhaftigkeit in allen Bewegungen, den größten Reitz eines schönen Frauenzimmers; das erzwungene Hin- und Herhüpfen, das quecksilberne Leben, das einige Mädchen in die Stelle dieser natürlichen lebhaften Anmuth setzen, ersetzt die Stelle sehr schlecht. Wir Männer verstehen uns gewöhnlich sehr gut darauf. Hier ist eine bloße Bewegung einer Marionette, und dort das Leben eines fröhlichen, seines Lebens sich freuenden Wesens. Wer wird sich so grob betrügen lassen, wenn man nicht selbst Marionette ist?

So nöthig nun auch für Schönheit und Gesundheit der Frauenzimmer Arbeit ist, so

muß die Arbeit doch nur mäßig seyn. Ihre Muskeln können keine zu schweren und zu lange anhaltenden Arbeiten ertragen, und die Grazien lieben den Schweiß und den Sonnenbrand nicht. Eine zu starke Arbeit nimmt dem weiblichen Körper den weichen runden Kontur und die schöne Farbe, macht den Körper eckigt und muskulös, und die Haut ungleich.

Die nützlichen und nothwendigen Arbeiten, welche die Frauenzimmer als Gattin, Mutter und Hausfrau verrichten, sind für ihre Gesundheit und Schönheit die zweckmäßigsten; denn das Gefühl, ihre Pflichten in diesen drei verschiedenen Verhältnissen des Weibes erfüllt zu haben, muß ihren Seelen eine große Zufriedenheit geben; und diese stille fröhliche Zufriedenheit wirkt mehr auf Schönheit und Gesundheit, als manche Dame gern glauben will.

Warum aber sollen wir denn gerade arbeiten? Es kommt doch nur auf Bewegung des Körpers an; wir promeniren, und da bewegen wir uns ja so gut, als ob wir arbeiteten!

Die Promenade, meine Damen, durch welche Sie glauben, das große Gesetz der Natur: arbeite! erfüllt zu haben, ist keine Arbeit, sondern nur eine Erholung von der Arbeit. Ein Spatziergang hat die Wirkungen der Arbeit nicht, denn statt den ganzen Körper und alle Muskeln desselben nach und nach zu bewegen, setzt die Promenade nur die untern Theile Ihres schönen Körpers in Bewegung; Ihre Arme, Ihre Brust, Ihr Leib bleiben dabei unbewegt, und die Säfte bekommen also durch Ihre Promenaden einen ungleichen Umlauf. Sie gehen oft allein, dem Spiele einer wilden Phantasie, oder dem Nachdenken über das bedenkliche Achselzucken Ihres Arztes, der Ihnen rieth: bewegen Sie sich! überlassen. Ihre Promenade ist eine Kur; Sie messen die Länge des Spatzierganges nach der Uhr ab, Sie denken an die Folgen Ihrer Bewegung, und ein großer Arzt sagt: wenn man oft an seine Verdauung denkt, so verdaut man nicht! Mit Einem Worte: die Heiterkeit, die stille Zufriedenheit, die aus dem Gefühle, etwas Nützliches zu thun, entsteht, und welche die Promenade

dem Körper nützlich machen kann, fehlt Ihnen; wenigstens scheint der Erfolg Ihrer meisten Promenaden meine Behauptung zu rechtfertigen. Sie bringen von Ihren Spatziergängen gewöhnlich ein Paar müde Beine und ein Unmuth erregendes Kopfweh mit nach Hause, und statt sich durch die Bewegung gestärkt, heiter und thätig zu fühlen, werfen Sie sich auf Ihre Ottomane in einen unthätigen Schlummer, der noch schlimmer ist, als die Unthätigkeit, von der Sie sich durchs Promeniren befreien wollten.

Gehen Sie so viel Sie wollen; so lange Sie nicht ein heiteres Herz, so lange Sie nicht das Gefühl der Thätigkeit mit von Ihren Promenaden zurückbringen, so lange werden Ihnen Ihre Promenaden nicht nützlich seyn. Wie gesagt, der Mensch bedarf einer wirklichen Arbeit, wobei der Geist und der Körper gleich beschäftigt sind, und erst nach einer solchen Arbeit würde eine Promenade eine eben so nützliche als angenehme Erholung seyn, und die reine freie Luft, ein duftendes Gehölz, ein Blumenparterre wür-

den Ihren Seelen Thätigkeit und Heiterkeit geben.

Wollen Sie also eine lebhafte, lebendige Farbe, eine glatte, fleckenlose Haut, die Rosen auf Ihren Wangen, den Blitz in Ihren Augen, das Volle, Runde in Ihrer Gestalt, und die Größe in Ihren Bewegungen lange erhalten; so sind Sie gezwungen, das große, heilige Gesetz der Natur: arbeite! zu erfüllen; wo nicht, gut! so schauen Sie aus ein paar todten hohlen Augen, so schleichen Sie über dem Boden mit einem schweren, schwachen Gange, so erschrecken Sie mit der Blässe und der Stimme eines Gespenstes, das der Aberglaube auch zu einem thatenlosen Schreckenbilde der Nacht gemacht hat, das nichts thut, als was ein großer Theil der Damen thut: promenirt und seufzt.

Allein der Tanz? Im Tanze wird doch der ganze Körper bewegt, das Herz erheitert? Warum sollte der Tanz nicht für die feinere Welt in die Stelle der Arbeiten treten können, da nun einmal die Arbeit die bête d'aversion der vornehmern Frauenzimmer ist? —

Sicher ist der Tanz ein Mittel, die Gesundheit zu erhalten, die Schönheit noch schöner zu machen, indem er dem Körper und seinen Bewegungen eine hinreißende Geschmeidigkeit und einen anmuthsvollen Anstand giebt, die oft lockender sind als die Schönheit selbst; und in verschiedenen Gegenden der Schweitz hat er diese Wirkungen. Aus mehrern Familien versammeln sich alle Abend die jungen Leute, und man tanzt eine Stunde, im Sommer unter einer Linde, im Winter in einem Zimmer. Allein der Tanz in Deutschland muß schlechterdings die Gesundheit eher zerstören als stärken.

Eine Gesellschaft von vierzig bis achtzig Menschen versammeln sich in einem viel zu engen Saale. Man tanzt von fünf Uhr Abends bis zwei und drei Morgens, unter dem stinkenden erstickenden Qualme von funfzig Talglichtern; und damit die fürchterlichen Ausdünstungen noch mannichfaltiger werden, so haben Herren und Damen sich reichlich parfümirt. Man ißt gewöhnlich in dem Saale, wo man tanzt, als ob man befürchtete, daß die Dünste des Talges und der Parfüms nicht hinreichend wä-

ren. Die Ausdünstungen von vierzig durch den wildesten Tanz erhitzten Menschen, und von hundert andern, die aus den untersten Ständen zusehen, kommen mit einer Wolke von Staub hinzu. Die Lungen sind erhitzt, und saugen diese vergiftete Luft in ihre feinsten Gefäße. Der eingepreßte Körper, dazu ein wilder Walzer, die beständigen ermüdenden Quadrillen, Zugluft durch geöffnete Thüren und Fenster, die durch die angespannteste Eitelkeit erhitzte Phantasie! mich wundert es nicht, daß man an rothen Augen, blassen Wangen, fliegenden Pulsen, Verdruß und Unmuth, Keuchhusten, Stichen in der Seite, Schlaflosigkeit, noch nach drei Tagen ein Mädchen erkennen kann, das auf einem Balle gewesen ist. Vielmehr ist es unbegreiflich, wie die zarte Maschine eines Mädchens nur einem solchen Balle widerstehen kann!

Leider kann ich nicht weniger Böses von der immer mehr einreißenden Beschäftigung der Damen, dem Spiel, sagen. Es ist erfunden, um die Last der Langenweile und eines müßigen Lebens von sich abzuschütteln, und es zerstört

Sitten, Gesundheit und Schönheit auf einmal, und vielleicht fürchterlicher, als irgend etwas Anderes, weil bei dem Spiele Seele und Körper in dem auffallendsten Widerspruche stehen, jene von tausend Leidenschaften beunruhigt, dieser in der größten Unthätigkeit ist.

Hier um diesen Tisch her sitzt ein Kreis von Menschen auf ihren Stühlen festgenagelt. Von weitem sollte man darauf schwören, sie schliefen, so wenig sieht man von ihnen Bewegung und hört von ihnen Worte, und ihre Seele ist der Schauplatz der allerheftigsten und abwechselndsten Bewegungen, immer hin- und hergeworfen von Furcht und Hoffnung, immer erhoben und niedergeschlagen durch Freude und Verdruß, ein Spiel ihrer Leidenschaften. Ihre Geschäfte rufen sie, und sie hören es nicht; Stunden fließen dahin, und sie merken es nicht: endlich sind sie frei von diesem gewaltsamen Zustande, und jetzt erst wird der Verlust des Geldes fühlbar. Man denke sich vier Damen: die Leidenschaften setzen unaufhörlich den innern Körper in die widersprechendste Bewegung; bald zieht eine unerwartete Karte oder die

ängstliche Erwartung, in welcher Hand der letzte entscheidende Matador sitzen mag, das Blut nach innen zu; jetzt treibt die freudige Erwartung, die Hoffnung, das hohe Bete zu ziehen, das Blut mit Gewalt in die äußern Theile. Der Schweiß bricht hervor, ohne daß sich eine Hand bewegt; die Säfte, ohne dazu vorbereitet zu seyn, werden abgesondert, die ganze Maschine kommt in eine künstliche, gezwungene Bewegung. Man kennt die Spielerinnen an einer unreinen, harten, rauhen und Pergament ähnlichen Haut, an den finstern, tückischen, versteckten Blicken, an einer unreinen, zankenden Stimme, an einer wunderbaren Zerstreuung bei Allem, was nicht Spiel ist, an Nervenschwäche, verdorbenen Eingeweiden, Schlaflosigkeiten und Zittern an den Händen mehr oder weniger. Noch einen größern Einfluß hat das Spiel auf den Charakter. Die Spielerin ist jähzornig, voll übler abwechselnder Laune, empfindlich, zänkisch, verschwenderisch und zugleich geitzig.

Das Spiel führt gewöhnlich zum Wachen bis tief in die Nacht, ohne daß der Körper

bewegt wird: das erhitzt den Körper, und macht ihn mager und schwach. Das künstliche Licht schadet den Augen, und schadet ihnen desto mehr, je stärker es ist; der Genuß der freien Luft, die für die Schönheit so nothwendig ist, geht verloren; selbst der Schlaf ist keine Erholung, denn die so heftig in Bewegung gesetzte Phantasie beschäftigt die Seele noch in den Stunden des Schlafs mit Karten und Spielen, mit Matadors und Triks.

Aus diesen Wirkungen der einzigen Leidenschaft, des Spiels, kann man schon auf die Wirkungen der übrigen Leidenschaften, welche sie auf den menschlichen Körper haben, schließen; und diese Ruhe der Seele, die nicht durch heftige Leidenschaften und auf lange gestört wird, war auch ein Mittel, die Gesundheit und Schönheit der Frauenzimmer zu erhalten.

Die Leidenschaften sollen wohl, der Absicht der Natur nach, nichts anders seyn, als schnelle und vorübergehende Bewegungen, unfreiwillige und unwiderstehliche Triebe, unabhängig von Nachdenken, um uns bei schnellen, überraschenden Gefahren zu sichern, oder andere

Zwecke der Natur zu unserm Glück zu erfüllen; es sind gleichsam die menschlichen Instinkte, die stürmisch und rasch entstehen und wirken, aber sobald der Zwang erfüllt ist, aufhören, und der ruhigen Ueberlegung Raum geben sollen. Die Menschen haben diese Waffen der Natur dadurch gefährlich für sich gemacht, daß sie ihre Herrschaft dauernd machten. Die Leidenschaften sind ein schrecklicher Sturmwind, eine verzehrende Flamme geworden, welche das menschliche Geschlecht verzehrt.

Diese Ausdrücke sind nicht übertrieben; es ist die wahre Wirkung, die eine schnelle oder langsame Leidenschaft auf den menschlichen Körper hat. Bei den traurigen, finstern, stillen Leidenschaften scheint die Seele den Körper ganz vergessen zu haben, und sie beschäftigt sich nur mit dem Gegenstande ihrer Leidenschaft. Man fühlt unter den kurzen Ribben einen immerwährenden Druck, der das Athemholen erschwert, den Appetit raubt, und die Verdauung hindert. Alle Bewegungen der Maschine gerathen ins Stocken, die Säfte verderben, und die Maschine zerstört sich. Die heftigen Leiden-

schaften hingegen bringen die Säfte auf eine unregelmäßige Weise in die heftigste Bewegung, spannen so oft und so heftig die Nerven an, daß diese endlich eine so rasche Reitzbarkeit annehmen, welche die langsame, aber beinahe unvermeidliche Zerstörung des Körpers nach sich zieht. Daher diese jetzt so allgemeinen Nervenkrankheiten, besonders bei dem weiblichen Geschlecht, deren Symptome noch kein Arzt berechnet, deren Anfall noch kein Heilmittel gehoben hat. Mit dieser zu großen Reitzbarkeit der Nerven verschwindet die schöne Farbe des Lebens, die volle schöne Rundheit des ganzen Körpers, die Kraft der Maschine, und an ihre Stelle treten eine graue Farbe der Haut, eine auffallende Magerkeit und eine beinahe unheilbare Kränklichkeit.

„Und wie sind diese Leidenschaften zu vermeiden?“ Es ist leichter, die Zerstörungen, welche die Leidenschaften in unserm Körper hervorbringen, anzugeben, als die Mittel, sich vor diesen Leidenschaften zu hüten. Nur so viel ist gewiß, daß in der ganzen Lebensart unserer jungen Damen die Veranlassung zu diesen hef-

tigen Leidenschaften liegt, welche die Gesundheit so manches reitzenden Mädchens zerstören. Man kalkulirt von Tage zu Tage immer mehr darauf, Alles in der Welt zum Amüsement zu machen. Lektüre, Gesellschaft, Beschäftigung in Gesellschaften, dient fast immer nur dazu, die Phantasie der Frauenzimmer zu beschäftigen, die Eitelkeit beständig in Bewegung zu erhalten, die Leidenschaften zu erregen und zu unterhalten; man dürfte nur häuslicher werden, um in der sanften, vertraulichen, herzlichen, unverstellten und zärtlichen Freundschaft mit seinen nahen Verwandten und wenigen, aber edeln Freunden, in der Erfüllung der süßen und häuslichen Pflichten, das schöne Leben der sanftern und bessern Leidenschaften, der Liebe, der Hochachtung, des Mitleids, der Ehrfurcht, der Theilnahme, zu fühlen, deren Gefühl jedes Gesicht interessant macht, und einem schönen Gesichte den Reitz und die rührende Unschuld eines Engels giebt; wenn hingegen die Leidenschaften, welche ein Leben nach der Mode hervorbringt, als Unruhe, Neid, Eitelkeit, Haß, Verachtung, ein schönes Gesicht verdüstern,

die schönsten Züge verzerren, und den Ausdruck jenes sächsischen Hofnarren wahr machen, der von der schönsten sächsischen Hofdame sagte: Gott hat das Gesicht gemacht, aber der Teufel hat seine Krallen hineingeschlagen.

Der Unmäßigkeit in Essen und Trinken sind unsere Damen weniger zu beschuldigen; denn durch die gewöhnliche Unthätigkeit rauben sie sich auch selbst die Möglichkeit, einmal unmäßig seyn zu können. Doch ist die Wahl der Nahrungsmittel desto beträchtlicher, in Rücksicht auf die Schönheit. Gewächse, Obst, und Milchspeisen sind besonders für Frauenzimmer, die wenig körperlich arbeiten, anzurathen. Viele Fleischspeisen, Gewürze und spirituöse Getränke werden ihren reitzbaren Nerven und ihrem schwächern Verdauungsvermögen schädlich. Man kann die Frauenzimmer, die hierin ausschweifen, in zwei Klassen theilen; diese sind außerordentlich hager, jene außerordentlich stark.

Nur noch ein paar Worte über die Mittel, die man gewöhnlich anwendet, Schönheit zu erhalten oder wieder herzustellen. Die Natur, wenn sie noch Stärke genug hat, treibt alle

Unreinigkeiten auf verschiedene Weise aus dem Körper weg. Eine solche gütige Bewegung der Natur sind alle Flecken der Haut, als Blattern, Sommersprossen, Leberflecke und das, was man gewöhnlich Verschwinde nennt. Sie entstellen die Haut, allein die Mittel, welche die Damen anwenden, um sie zu vertreiben, werfen sie nur unter die Haut zurück, und die Natur ist gezwungen, andere, und für die Gesundheit gefährlichere Wege zum Wegschaffen dieser Unreinigkeiten zu suchen.

Die Natur läßt sich die Schönheit nicht abtrotzen, und eigensinnig, wie ein schönes Mädchen, schenkt sie ihre Gunst keinem, der nicht ihre Grillen pünktlich erfüllt, und diese Grillen, welche das gute alte Mütterchen hat, sollen denn nicht allein Schönheit, sondern auch mit der Schönheit, Liebreitz und Glück bis an das Grab geben.

Der Körper ist da gleichsam das Gerippe, um welches die Schönheit erst gehengt werden muß. Arbeite, um deinem Körper Kraft und Leben zu geben! Kraft und Leben ist die eine Hälfte der Schönheit. Sei gut, um deiner

Schönheit den lebendigen, Alles überwindenden Reitz zu geben! Schönheit ohne die Züge der Güte, Sanftmuth und Ruhe ist eine schöne Blume, deren Farben das Auge anziehen, und die Hand locken, sie zu brechen; man hat sie gebrochen, ihr Geruch ist widrig, und man wirft sie voll Abscheu von sich, eben weil sie so schön ist.

V.

Ueber die Achtung, welche das schöne Geschlecht von den Männern erhält.

In Briefen.

Erster Brief.

Etwas Leichtes, meine liebe Kleine, haben Sie mir nicht aufgegeben! Ich soll Ihnen die Ursachen sagen, warum die Männer eine so anscheinend große Ehrerbietung gegen unser Geschlecht haben. Sie haben mich mit dieser Frage überrascht, und ich glaube, wir denken selten über die Ursachen dieser Achtung nach, eben weil wir dieser Achtung von Jugend auf so gewohnt sind.

Ich will Ihnen meine Meinung davon sagen, so gut es mir möglich ist.

Aber welche Art von Achtung meinen Sie? — Denn zuerst müssen wir uns doch

wohl darüber verständigen, wovon wir reden. Sehen Sie, da steht Karoline! vor ihr steht in einer ehrerbietigen Stellung ein junges Herrchen, und horcht auf das, was Karolinens schöne Lippen sagen. Jetzt küßt er ihr die Hand; jetzt beugt er sich verbindlich; jetzt lächelt er über das, was sie sagt, mit einem ehrerbietigen Beifalle; jetzt schüttet er sich aus vor Lachen, über einen Einfall, den sie hat. Sie sieht sich um, die Blicke von zehn jungen Herren fliegen dahin, wohin sie blickt, um den Gegenstand ihres Wunsches zu erspähen. Sie will sitzen, mehrere Stühle werden ihr angeboten. Sie will gehen, und der Jüngling bietet ihr den Arm, die Oberstelle, den besten Weg, man räumt jedes Hinderniß aus dem Wege; ihr Führer beugt jeden Zweig zurück, daß sie frei gehen kann. Er schweigt, wenn sie ihn unterbricht; er fliegt auf ihre Winke; ein süßes Wort, ein Lächeln von ihren Lippen, ein freundlicher Blick beseligt ihn, ein Händedruck hebt ihn in den Himmel.

Hier haben Sie unsere Freundin, die Madame L**. Ihr Mann sitzt bei ihr, einen Arm um sie geschlungen, und redet mit ihr.

Vertrauen belebt sein Gesicht, und freundschaftliche Zärtlichkeit; und in ihren Augen strahlt Achtung gegen ihren Mann. Ihr Mann drückt ihr die Hand, und sie drückt des Mannes Hand an ihre Lippen. Ihr Mann befiehlt, und sie gehorcht, gehorcht mit einem Gesichte, das deutlich sagt, wie gern sie gehorcht. Ihr Mann unternimmt nichts, ohne seine Frau um Rath zu fragen, und unsere Freundin nichts, ohne es nicht in den Willen ihres Mannes zu stellen. Der Mann erklårt, daß er gegen seine Frau die gróßte Achtung habe; allein wie unterschieden ist die Achtung, welche der Mann gegen Madam L** fühlt, von der Achtung, welche Karoline erhålt!

Noch mehr! sehen Sie, in welcher Achtung unsere Urmütter bei der Nazion standen. Nichts Wichtiges unternahmen die alten Germanier, ohne nicht die Zustimmung ihrer Weiber zu haben. Sie sind bei der Nazion halbe Prophetinnen; die Achtung, welche das weibliche Geschlecht bei unsern Vorfahren erhielt, war eine Volksachtung, eine Sitte, ein Herkommen.

Sie sehen, die erste Art Achtung, die wir

genießen, hat eine große Aehnlichkeit mit dieser letzten, welche unsere Stammmütter bei ihrer Nazion hatten. Die unsrige ist eben so gut eine Art von Volksachtung gegen das ganze weibliche Geschlecht, an der jedes einzelne Frauenzimmer ihren Theil hat; diese Achtung ist Sitte, Herkommen, Mode.

Welche von beiden Arten also meinen Sie? von welcher wollen wir reden? —

Zweiter Brief.

Also die Achtung meinen Sie, welche jedes Frauenzimmer von jedem gebildeten Manne genießt.

Ich fragte einen meiner Freunde um die Ursach dieser Achtung. Er lächelte, und wollte nicht mit der Sprache heraus. Meine Tochter meinte, diese Achtung müsse doch nothwendig in den Eigenschaften der Weiber ihren Grund haben; man achtet doch nichts, sagte sie, als nur das, was Achtung verdient. Und Sie wollen nicht antworten, weil vielleicht ein klein wenig Neid mit unterläuft.

Aber, Malchen, fragte er, worin besteht diese Achtung, die wir Männer Ihnen geben? Wir küssen Ihnen die Hände, wir lassen Sie obenan sitzen, wir geben Ihnen die Suppe zuerst: und das, hoffe ich, ist nicht sehr zu beneiden, besonders da wir gegen ein schwaches Kind eben so hülfreich und gefällig sind, als gegen die Damen. Der Mann fühlt seine Stärke und Würde, und eben weil er sie fühlt, läßt er sie das schwächere Geschlecht nicht fühlen. Sie sollten unsere Gesellinnen seyn, und darum brachten wir die Sache in eine Art von Gleichgewicht, durch diese Zeremonieen, die freilich nicht viel bedeuten, und dem Manne eben nicht lästig sind.

Wahrhaftig, sagte meine Tochter, diese Händeküsse sollen also nichts mehr seyn, als ein Bonbon, mit dem man ein Kind beruhigt, wenn es einen größern Wunsch hat, den man ihm abschlagen will! Allein — mein guter Herr — man küßt uns nicht allein die Hände, man giebt uns nicht nur die Oberstelle am Tische, man bietet uns nicht nur einen Stuhl, sondern man thut mehr: man schmeichelt uns,

man befolgt unsern Willen, man opfert uns tausend Dinge, um nur einen freundlichen Blick von uns zu haben. Das ist kein Bonbon, womit man ein Kind täuscht! — das ist mehr! Nun?

Unser Freund lächelte. Hören Sie, Malchen, lassen Sie Ihren Kanarienvogel einmal sein Liedchen singen, dann will ich Ihnen darauf antworten!

Was hat der Kanarienvogel mit unserm Streit zu thun? Und überdem hat er seine üble Laune; er wird nicht singen.

Machen Sie einen Versuch!

Malchen hielt ihm ihren Finger hin; der Kanarienvogel kam nicht. Sie gab ihm Zucker, er wollte nicht singen; sie schmeichelte ihm, nannte ihn Männchen, küßte, streichelte, und liebkoßte ihn so lange, bis er sein Lied sang.

Schade um den schönen Vogel, daß er so eigensinnig ist. Sie sollten ihm seinen Willen nicht lassen, Sie sollten auf ihn schmählen, mit ihm lärmen, ihm Gehorsam beibringen, Malchen!

Ja, da sänge er gar nicht!

Sie haben doch also sehr viele Achtung für das Thierchen?

Achtung? Wie so?

Sie schmeicheln ihm, Sie befolgen seinen Willen, Sie schwatzen mit ihm. Nun lassen Sie uns auf Ihre Frage zurückkommen! Sie glaubten, weil wir Männer Ihnen schmeicheln, Ihren Willen befolgen, so wäre das ein Beweis unserer Achtung? —

Malchen wurde roth, sie setzte den Vogel wieder in sein Gebauer: Nun wahrhaftig, also wir müssen singen, und darum schmeichelt man uns? —

Ich sage das nicht von allen Mädchen; allein doch von den meisten. Sehen Sie, Malchen, wir Männer haben uns die Bemerkung nicht entgehen lassen, daß Sie Engel sind, Grazien, und die liebenswürdigsten Geschöpfe, wenn man Ihren Willen thut, Ihnen schmeichelt, und, wenn wir das Gegentheil thun, daß Sie dann —

Ich weiß schon, sagte Malchen lachend,

das Gegentheil von Engel und Grazien. — Fahren Sie fort!

Was hab' ich noch zu sagen? — Erinnern Sie sich, wie Sie noch ein kleines Mädchen waren, und Sie sollten etwas thun, das Sie nicht gern wollten, so nahm Mütterchen Sie auf den Schooß, und sagte: Kind, ich bitte dich, thue das, du bist auch ein artiges Mädchen, ich will dich auch recht sehr lieb haben. Sie thaten, was Mütterchen wollte, ohne daß dies Betragen Achtung gegen das kleine Malchen voraussetzte.

Ha ha, schon wieder, weil wir Kinder sind! Nun, ich bin fertig. Ich weiß nichts mehr!

Sie sind fertig, Malchen; allein ich noch nicht. Sie haben meinen Mund geöffnet, und nun will ich bei dieser Gelegenheit Alles vom Herzen los seyn.

Sie mögen das, was ich gesagt habe, für Persiflage halten; allein diesesmal ist die Persiflage Wahrheit. Es ist wahr, man erzeigt dem schönen Geschlecht gewisse besondere Höflichkeiten; aber von diesen Höflichkeiten auf

wahre Achtung schließen, hieße doch sehr rasch schließen. Der Mann greift an, das Weib wird angegriffen; der Mann wirbt, das Mädchen erwartet den Mann: das ist Regel nicht allein unter den Menschen, sondern in der ganzen thierischen Natur, und das mag auch überall der erste Quell seyn, woraus das Bestreben des Mannes, dem Weibe zu gefallen, entsprungen ist. Umstände haben es so oder so ausgebildet, je nachdem das Weib bei dieser oder jener Nazion in mannichfaltige Verhältnisse gebracht wurde.

Nur zu viele Frauenzimmer schreiben diese Achtung, die sie von dem männlichen Geschlecht genießen, auf die Rechnung ihrer Verdienste, glauben sie mit Recht, selbst unter den Umständen, wo sie aufhören muß, fodern zu können, und werden unglücklich, wenn sie sich betrogen finden.

Und wann, fragte Malchen neugierig, wann muß diese Achtung aufhören?

Merken Sie wohl, ich rede nur von dieser Achtung, von dieser Sitte, von diesem Herkommen, den Frauenzimmern Fleuretten al-

ler Art zu sagen. Diese Achtung hört auf, sobald der Mann seinen Zweck erreicht hat, den er durch diese Höflichkeit erreichen wollte, nach den Flitterwochen in der Ehe; gerade so wie Sie aufgehört haben, Ihrem Vogel zu schmeicheln, weil er Ihnen sein Lied gesungen hat.

Allein diese Achtung im höchsten Grade nenne ich Liebe, und die hörte auf?

Nennen Sie dieselbe, wie Sie wollen, Malchen: Liebe; auch gestehe ich zu, daß Sie sogar ein Recht haben, sie Liebe zu nennen, denn im Grunde ist es Liebe, Geschlechtstrieb. Der Mann bewirbt sich um das Weib, auf jede Art, die dem Weibe angenehm ist; daher Schmeichelei, Anbetung, Aufmerksamkeit für alle ihre Einfälle und Launen. Das Mädchen giebt dem ungeduldigen Liebhaber die Hand. Jedes Verlangen ist durch die Ehe befriedigt. Der Mann hat von dem Weibe nichts mehr zu wünschen; die Schmeicheleien, die Anbetungen, die Aufmerksamkeiten hören auf, mit Einem Worte, der Kanarienvogel hat gesungen.

Die Ehe ist der einzige Wunsch der Liebenden, und ist gewöhnlich das Grab der Liebe.

Sie haben Recht, sagte Malchen, da treffen Sie den Charakter der Männer: Unbeständigkeit!

So viel Sie wollen, Malchen, nur geben Sie mir auch zu, daß Sie ebenfalls aufhören, liebenswürdig zu seyn! Man sieht sich alle Tage, und mit der höchsten Vertraulichkeit; an die Stelle der gegenseitigen Aufmerksamkeit, der Anspannung, tritt von beiden Seiten Ruhe. Der Charakter der befriedigten Liebe ist ganz von dem Charakter der Liebe, die noch wünscht und noch verfolgt, verschieden. Diese unruhige Sehnsucht, diese Verehrung, die an Anbetung grenzt, sind da, so lange das Feuer des Verlangens und der Hoffnung sie unterstützt; sie würden auf die Länge unerträglich werden. Und dennoch verlangt manche Frau ohne Menschenkenntniß noch immer dieses schmeichelnde Heer von Liebesgöttern. Sie sind verschwunden, und sie glaubt, daß ihr Mann aufgehört hat, zu lieben; Kummer und Gleichgültigkeit ist die Folge ihrer getäuschten Erwartung; eine kalte oder mürrische Frau ist noch weniger liebenswürdig; und dann fällt

leider den Männern nur zu oft ihre Würde, ihr Uebergewicht ein. Ich bin Herr! ruft er; meine Frau muß gehorchen! und Verdruß und Sorgen ziehen in die neue Wirthschaft ein.

Sie schließen also alle Liebe aus der Ehe aus?

Ja, diese Liebe, die von dem thierischen Geschlechtstriebe ausging, und sich in Schmeichelei, Anbetung, Aufmerksamkeit auf Alles, was die Geliebte betraf, äußerte; die Liebe findet im Ehebette ihr Grab. Allein es giebt noch eine Liebe, die auf wahrer Achtung beruht, die der Mann nicht als Mann gegen ein Weib, sondern als Mensch gegen einen andern Menschen empfindet, und diese Achtung ist eine Quelle der ganzen Glückseligkeit seines Lebens.

Man kann nie einen bessern Führer finden, als die Natur; die Natur kann nicht irren. Sichtlich ist der Mann von der Natur bestimmt, der Beschützer des Weibes zu seyn; das Weib, dem Manne zu gefallen, und seinen Charakter durch ihre Sanftmuth zu mildern. Gut! der Mann sei der Beschützer, das

Haupt des Weibes; aber sei es mit Zärtlichkeit und Großmuth! Des Weibes Waffen sind ihre sanften Reitze, ihre Güte, ihre Geduld!

Jeder halte sich an diesen natürlichen Charakter, und sie werden glücklich mit einander leben!

Glauben Sie mir, Malchen, es giebt eine Achtung des Mannes gegen das Weib, nach der jedes Mädchen ringen sollte, weil diese Achtung nie aufhören kann; und diese Achtung schenkt der Mann nur allein dem guten weiblichen Charakter, der Sanftmuth und der Güte. Ein paar rothe Lippen, eine hübsche Stimme, ein kleiner Fuß, ein schlanker Wuchs, ein runder Arm, ein schönes Haar, und oft noch weniger als alles das, ein schön gemachter Schuh, können oft Liebe in dem Herzen des Jünglings erregen, und gewöhnlich auch entsteht die Liebe dadurch. Ja, ich habe nichts dagegen, diese Liebe muß erst entstehen, sie muß das verschämte Mädchen in die Arme des Jünglings jagen, und den Jüngling zwingen, mit dem höchsten Bestreben nach dem Besitze des Mädchens zu ringen; die Liebe trägt

in ihrer Hand den goldenen Apfel der Hesperiden; sie läßt die Liebenden kosten, und entflieht dann mit dem Apfel, wenn nicht die beständige Freundschaft der Liebe den Apfel entreißt, und ihn den beiden jungen Gatten zum Geschenk macht.

Versagen Sie, liebes Malchen, auf mein Wort, jedem Jünglinge Ihre Hand, den nicht ein Händedruck von Ihnen, oder der erste Kuß von Ihren Lippen in einen begeisterungsvollen Rausch setzt; allein fodern Sie auch nicht von ihm, daß dieser Rausch fortdauern soll, und schätzen Sie ihn nicht höher als er Werth hat. Diese Liebe ist die Verzierung an der Ehe. Uebereinstimmung ihres Charakters aber mit dem Charakter Ihres künftigen Mannes ist das, was das Glück festhalten muß.

Dritter Brief.

Sie sehen also, meine liebe Kleine, unser Freund hält diese Achtung der Männer gegen das weibliche Geschlecht für eine Folge des Geschlechtstriebes, und ich glaube, daß er Recht

hat. Allein ich hatte ihm doch noch einige Einwürfe zu machen.

Sagen Sie mir, hob ich nun nach dieser Ermahnung an Malchen an, dieser Geschlechtstrieb, oder diese Liebe, oder diese Achtung der Männer gegen das weibliche Geschlecht äußert sich doch bei vielen Nazionen auf eine immer andere Weise.

Der Grieche kannte die Liebe gegen das Weib gar nicht: das Mädchen lebte bei den Griechen in der Frauenwohnung ganz verborgen; bei den Morgenländern lebt das Weib sogar ganz und gar in den Harems verschlossen und in der strengsten Aufsicht. Bei den Türken ist die Liebe nichts als bloße thierische Wollust. Er kauft seine Sklavin, wie wir ein Hausgeräth, und das Weib hat nichts dagegen. Sehen Sie, wie gering die Achtung des Mannes gegen das Weib in diesen Ländern ist! In Afrika sind ganze Nazionen, wo das Weib sogar weniger gilt als ein nützliches Hausthier. Wie hat bei den meisten Völkern in Europa das Weib zu dieser Achtung gelangen können? Nehmen Sie einen Liebeshandel bei den

Römern, wo ebenfalls das Weib einer großen Achtung genoß: wie unterschieden ist er von einem Liebeshandel unter uns?

Unsere jetzige Mode, die Liebeshändel zu treiben, (denn die Art und Weise, einen Liebeshandel zu treiben, hat seine Moden so gut gehabt, als die Art und Weise, eine Haube aufzusetzen) haben wir dem Mahomed zu danken.

Dem Mahomed? sagte Malchen, ich denke, dessen Anhänger sperren die Weiber in Harems?

Sie haben Recht: die jetzigen Mahomedaner thun das auch; allein Sie sollen sehr bald hören, wie auch Mahomed die Ursach der größten Vorzüge des weiblichen Geschlechts gewesen ist.

Sie wissen, daß das große Römische Reich von unzähligen Haufen von Barbaren überschwemmt wurde; unter den Hauptfeinden dieses Reichs haben sich besonders die Araber ausgezeichnet Sie setzten von Afrika nach Spanien über, eroberten dieses reitzende fruchtbare Land, und richteten hier unter dem milden Himmel Spaniens ein großes Reich auf.

Diejenigen Araber, welche den Orient eroberten, behandelten die Weiber nach den Sitten dieses Landes: sie schlossen sie in Harems ein, und beobachteten die Landessitten, zu welchen das Klima hier im Orient zu zwingen scheint.

In Spanien hingegen fanden sie die freien Römerinnen, nicht gewohnt, eingesperrt zu werden, sondern durch Geistesbildung auf die Liebe und Achtung ihrer Männer freien Anspruch zu machen; oder sie fanden Gothinnen, welche ebenfalls schon, nach Sitte unserer Vorfahren, einer großen Volksachtung und einer vielleicht noch größern Freiheit genossen. Die Römer hatten eine große Achtung gegen ihre Weiber; allein sie waren in den ältern Zeiten mit den Staatsgeschäften zu sehr umringt, als daß sie Zeit gehabt hätten, Gesellschaften zu haben, oder die Weiber Theil daran nehmen zu lassen. Die Römerin war Hausmutter, Gesellschafterin und Freundin ihres Mannes, und in einem hohen Grade; allein sie war in eben dem hohen Grade auch häuslich, und Soupé's oder Diné's, Assembleen, waren den ältern Römerinnen unbekannte Ideen.

Diese Sitten hatten sich in den Provinzen fortgepflanzt, und diese Weiber traf der kriegerische, wollüstige, feuerköpfige Araber in Spanien an. Sie waren gezwungen, die Liebe dieser Römerinnen durch Zärtlichkeit zu erwerben; ihre Leidenschaft für diese Weiber, die Lebhaftigkeit ihrer Phantasie, ihre Neigung, überall den Krieg, ihre einzige Beschäftigung, anzubringen, wurden die Quellen dieser so studirten Galanterie, welche die Chevallerie hervorbrachte.

Der Araber erklärte sich jetzt öffentlich für den Anbeter dieses oder jenes Mädchens, um Nebenbuhler abzuhalten: das einzige Mittel dazu, weil er sie nicht in seinen Harem einkerkern konnte. Er wurde ihr Ritter, er trug ihre Farbe, er brach ihr zu Ehre die Lanze, er erklärte sie für die schönste der ganzen Welt, und war immer bereit, diese Erklärung gegen Jedermann mit Lanze und Schwerdt zu behaupten. — Sehen Sie, wie der kriegerische Charakter der Araber sich in die Sitte von Spanien, den Weibern die große Freiheit zu lassen, hineinwebt. Sehen Sie, wie die Ei-

fersucht ihres brennenden Klima's uns hier eine andere Seite zeigt als im Orient. Im Orient sperrt er die Weiber ein, hier rächt er jeden Angriff eines Fremden auf seine Geliebte mit Blut und Tod, weil er sie nicht einsperren darf; im Orient sichert ihm der Harem die Liebe und die treue Standhaftigkeit der Geliebten, hier in Spanien sucht er durch Eifer, Anbetung, Standhaftigkeit, große Heldenthaten sich, die Liebe und Treue der freien Gothin oder Römerin zu erstreben. Er ist der Araber, der eifersüchtige, phantasiereiche, wilde, kriegerische Araber, nicht der häusliche Römer, und der in Absicht der Weiber noch ruhigere Gothe; er ists, der die Chevallerie mit der Liebe verbindet, und beiden diesen ungeheuern romantischen Schwung giebt.

Ein französischer Schriftsteller sagt zwar: *)

*) Kam diese sonderbare Mischung von Güte und Grausamkeit, von Feinheit und Rohheit, diese Leidenschaft, sich heldenmüthig und beständig zu zeigen, von den Spaniern zu den Mauren? oder haben sie die Spanier von den Mauren angenommen? Ich weiß es nicht; aber wenn man bedenkt, daß dieser

Ce mélange extraordinaire de douceur et de cruauté, de délicateſſe et de barbarie, cette paſſion de ſe montrer le plus brave et le plus conſtant, venoit-il aux Maures des Eſpagnols? ou les Eſpagnols l'ont ils-pris des Maures? Je l'ignore; mais en remarquant que ce caractere n'exiſta jamais en Aſie, premiere patrie de ces Arabes; qu'on le trouve encore moins en Afrique, où leur conquête les naturaliſa, et que, depuis leur ſortie d'Eſpagne, ils ont perdu juſqu' à la trace de ces moeurs aimables et chevaleresques; j'ai quelque raiſon de penſer, qu'ils les devoient aux Eſpagnols.

Allein, mich dünkt, aus dem Obengeſagten iſt der Araber in der ganzen Chevallerie nicht zu verkennen. In Afrika gab er die Sitten

Rittercharakter niemals in Aſien, dem Vaterlande der Araber, zu Hauſe war; daß man ihn noch weniger in Afrika findet, wo ihre Eroberungen ſie naturaliſirten, und daß ſeit ihrer Vertreibung aus Spanien die Araber dieſe liebenswürdigen Rritterſitten bis auf die letzte Spur verloren haben: ſo muß man doch wol glauben, daß ſie dieſelben den Spaniern zu verdanken hatten.

wieder auf, weil sie diesem Boden fremd waren, und der Spanier behielt die Chevallerie bei.

Von Spanien verbreitete sich dieser wilde prächtige Rittergeist über Frankreich, Italien, England und Deutschland, und die beständigen Kriege in allen Ländern Europa's unterstützten ihn. Nach und nach wurde Europa ruhiger; man vergaß den Krieg, die Liebe blieb, aber sie bildete sich nach dem mildern Frieden; sie verlor das Riesenhafte, das Abentheuerliche, sie wurde milder: allein sie behielt dennoch eine lange Zeit das alte Herkommen bei.

Den Beweis davon finden Sie in den ältern Romanen, auch in den deutschen. Der Liebhaber seufzte Jahre lang, wie eine Turteltaube, ehe er es wagte, seine Liebe zu erklären; andere Jahre gingen hin, wo die Geliebte seine Treue auf die Probe stellte; die tiefe Ehrerbietung des Geliebten gegen seine Gebieterin erstreckte sich auf das ganze schöne Geschlecht; sie wurde das Zeichen einer feinen Bildung, eines Galant homme. Allein die Göttinnen konnten sich nicht lange auf dieser

hohen Stufe der Verehrung erhalten; der Liebhaber verkürzte die Zeit des Dienstes, weil man in Verlegenheit war, die lange Zeit auszufüllen. Die Liebeshändel wurden kürzer, und mit ihnen die Romane. Man schrieb keine Quartanten mehr, man wählte kleine niedliche Bände; indeß blieb die Liebe immer noch steif und gezwungen. Endlich verlor die Liebe durch die Ausbildung der schönen Wissenschaften auch ihr steifes Kleid: sie bequemte sich wieder nach der Natur der Umstände. Die Ehrerbietung gegen die Damen blieb allein als eine alte Gewohnheit zurück, und mit ihr eine gewisse Ueberspannung der Ideen zwischen zwei Liebenden. Die Periode der Empfindsamkeit ist sicher noch ein kleines Reiß, welches die Chevallerie getrieben hat.

In Frankreich ist die Liebe nichts als eine avanture du jour geworden. Der Spanier hat unter allen europäischen Nazionen noch die auffallendste Farbe der Chevallerie behalten; er singt noch ganze Nächte durch vor dem Fenster seiner Geliebten zu der Zyther, und bei seinen Stiergefechten, ebenfalls ein Ueberbleib-

sel der Chevallerie, trägt er noch die Farbe seiner Dame des Herzens.

Diese Chevallerie hat sich überall nach den Zeiten und nach den Sitten jedes Landes modifizirt; selbst die Religion hatte einen großen Einfluß auf sie und auf die Liebe. Ueberall war der Rittergeist der frühern Zeiten mit der Liebe und der Religion so innig verbunden, daß eine lebhafte Beschreibung von dem Geiste dieser Zeiten das interessanteste Gemählde der Menschheit geben müßte. Kein romantischer Dichter kann so riesenhafte Ausschweifungen ersinnen, welche nicht in diesen Zeiten des Rittergeistes wirklich gewesen wären. Die Damen hatten die abentheuerlichsten Ideen, und die Ritter führten sie mit einem Heldenmuthe aus, von dem wir in unsern jetzigen Zeiten keinen Begriff haben. Die Liebe zwischen zwei Personen war nicht ein Handel, der innerhalb des Boudoirs der Dame blieb, sie wurde oft eine Angelegenheit einer ganzen Provinz.

Ritter Richard von Barbesieu liebte die schöne Dame Touai, Gemahlin des Geoffroi von Touai. Es kam zu einer Erklärung zwi-

schen beiden Liebenden, und Richard war der glücklichste Mensch. Wir haben noch einige Lieder von ihm, worin er die Dame Touai unter dem Namen Miels-de-Donna (die beste Dame) besang.

Richard beleidigte die Dame, und erhielt in der Form seinen Abschied. Er versuchte alle Mittel, sich wieder in die Gunst der Dame Touai zu bringen, und vergebens. Voll Verzweiflung begab er sich in einen dicken Wald, erbauete sich hier eine kleine Hütte, und schwur den heiligsten Eid, den Eid bei den Augen seiner Dame, nicht eher den Wald zu verlassen, als bis die Dame mit ihm ausgesöhnt sei.

Zwei Jahre blieb er in diesem Walde allein, ohne ihn nur ein einzigesmal verlassen zu haben. Die Ritter dieser Gegend baten ihn, in die Welt zurückzukehren, und die Grausame zu vergessen. Ich habe bei meiner Dame Augen geschworen! sagte Richard, und freilich das war ein Hinderniß, das alle Ritter anerkannten.

Endlich begaben sich alle Ritter mit ihren Damen in einer feierlichen Prozession nach der Dame Touai, um Richards Verzeihung zu er-

halten. Die Dame Touai wollte nicht anders, als hundert Ritter und hundert Damen, welche sich aus Liebe liebten — qui s'aimassent par amour war ihr Ausdruck — sollten auf den Knieen und mit gefalteten Händen Richarden Verzeihung erbitten.

Es geschah, und Richard erhielt Verzeihung und den Sold der Minne in den Armen der Dame Touai.

Wird nicht manche unserer Leserinnen diese Erzählung für ein Fäbelchen aus einem langweiligen Ritterromane halten? und doch ist diese Geschichte wirklich in Sointonge vorgefallen. Ich habe diese Geschichte mit Vorbedacht diesem Briefe angehängt, weil sie einen sehr bestimmten Begriff davon giebt, was es in Frankreich in den Zeiten der Troubadours hieß, aimer par amour. Und gewiß meinten es die Damen und Herren der Zeiten mit der Liebe eben so ehrlich, als jetzt unsere Damen und Herren mit der Liebe à la Siegwart, à la Werther, à la Ferdiner oder gar à la Kotzebue. Wir haben keinen Sinn für diese Mode der Liebe; allein wer weiß, ob nicht nach

Jahrhunderten unsere Enkel eben so lächeln, wenn sie einen Roman aus unsern Zeiten in die Hand nehmen.

Liebe ist eine Pflanze der Natur, sagt ein Philosoph irgend wo; nur jede Nazion pflegt ihrer auf verschiedene Weise: der Morgenländer entzieht ihr Sonne und Luft, der Europäer treibt sie in Mistbeeten, und der Wilde vielleicht allein freut sich ihrer Blüthe und ihrer süßen Frucht in ihrer ganzen Stärke.

So eben finde ich, daß Herder wenigstens halb meiner Meinung ist. Er schreibt in seinem vierten Bande der Ideen zur Geschichte der Menschheit die feinere Politur des Rittergeistes und der romantischen Liebe den Arabern zu.

Er sagt: den Arabern ist, ihrem Stammes- und Landescharakter nach, von jeher ein irrendes Ritterthum, mit zarter Liebe gemischt, gleichsam erbeigenthümlich gewesen. Sie suchten Abentheuer, bestanden Zweikämpfe, rächten jeden Flecken einer Beschimpfung ihrer selbst oder ihres Stammes mit dem Blute des Feindes. An eine harte Lebensart und geringe Kleidung

gewöhnt, hielten sie ihr Roß, ihr Schwerdt und die Ehre ihres Geschlechts über Alles theuer. Da sie nun auf den Wanderungen ihrer Gezelte zugleich Abentheuer der Liebe suchten, und sodann Klagen über die Entfernung ihrer Geliebten, in der von ihnen so hochgeachteten Sprache der Dichtkunst, aushauchten: so ward es bald zur regelmäßigen Form ihrer Gesänge, den Propheten, sich selbst, den Ruhm ihres Stammes, und den Preis ihrer Schönen zu besingen, wobei sie an sanfte Uebergänge eben nicht dachten. Bei ihren Eroberungen waren die Zelte der Weiber mit ihnen; die Beherztesten feuerten sie an in ihren Gefechten; diesen legten sie also auch die Beute ihres Sieges zu Füßen; und weil von Mohamed an, die Weiber in die Bildung des arabischen Reichs vielen Einfluß gehabt hatten, und der Morgenländer im Frieden kein anderes Vergnügen, als Spiele der Kurzweile, oder Zeitvertreib mit Weibern kennt; so wurden in Spanien zur Zeit der Araber ritterliche Feste in Gegenwart der Damen, z. B. das Schießen mit dem Wurfrohr nach dem Ringe innerhalb

der Schranken, und andere Wettkämpfe mit vielem Glanz und Aufwand gefeiert. Die Schönen munterten den Kämpfer auf, und belohnten ihn mit Kleinod, Scherpe oder einem Kleidungsstück von ihrer Hand gewirkt; denn ihnen zur Ehre wurden diese Lustbarkeiten gefeiert, und das Bild der Dame des Siegers hing vor Aller Augen, mit den Bildern der von ihm besiegten Ritter umhängt, da. Farben, Devisen und Kleider bezeichneten die Banden der Kämpfenden, Lieder besangen diese Feste, und der Dank der Liebe war der schönste Gewinn des Siegers. Offenbar sind also von den Arabern die feinern Gebräuche des Ritterthums nach Europa gebracht worden; was bei den schwer gerüsteten Nordhelden Handwerkssitte ward, oder bloße Dichtung blieb, war bei den Arabern Natur, leichtes Spiel, fröhliche Uebung.

So weit Herder! Er schreibt auch noch eben diesen Arabern das Entstehen der fröhlichen Dichtkunst zu; auch haben nach ihm die Araber einen sehr großen Einfluß in das Entstehen des so sonderbaren Tribunals, des

Hofs der Liebe (corte de amor) gehabt, an welchem Ritter und Damen, Könige und Fürsten, als Richter und Partheien, Antheil nahmen, und bei dem alle Streitigkeiten, die zwischen zwei Liebenden entstanden, entschieden wurden.

Auch die Wissenschaft (gaya ciencia) der Troubadours, die nachher in Deutschland Meistersänger hießen, und deren Amt es war, Mährchen, Erzählungen, witzige Spiele, und mit Einem Worte: alle gesellschaftliche Unterhaltung, anzugeben, haben wir den Arabern zu danken.

Die Sagen der alten nordischen Ritter, des Königs Artus u. s. w., wurden nur im arabischen Geist erzählt; daher denn Manche glauben, daß der feinere Rittergeist von Norden ausgegangen sei.

VI.

Wer hat's am besten im menschlichen Leben? der Mann oder das Weib?

Diese Frage: welches Geschlecht ist glücklicher, das männliche oder das weibliche? ist gar nicht leicht zu beantworten; denn erstlich müßte man alle Uebel, welche die Natur auf die Schultern beider Geschlechter gelegt hat, von den Lasten absondern, womit die bürgerliche Einrichtung dieses oder jenes Landes beide Geschlechter beschwert hat; dann den Grad der Kräfte untersuchen, womit die Natur beide Geschlechter, zur Ertragung dieses letzten, ausgestattet hat.

Beide Untersuchungen haben ihre Schwierigkeiten, bei deren Auflösung man gar zu leicht in das endlose Reich der Vorurtheile und Irrthümer gerathen kann. Denn ich glaube, daß nirgends mehr Vorurtheile herrschen, als

bei Bestimmung des Unterschiedes zwischen den Kräften des weiblichen und des männlichen Geschlechts.

Bald sollen die Weiber nicht so viel Anlage zum tiefen Denken haben als die Männer; bald haben sie zu viel Phantasie, als daß der Verstand gehörig wirksam seyn könnte; und frägt man nun nach Beweisen, so ist der ganze Beweis dieser: wir haben noch kein philosophisches System von einem Weibe erhalten.

Indeß an der Auflösung dieser Frage möchte überall dem menschlichen Geschlechte wenig gelegen seyn, ob Weiber philosophische Systeme erfinden könnten, oder nicht; und wenn sie auch aufgelös't wäre, so würde darum dennoch der unbescheidene Wunsch mancher Damen, Theil an den öffentlichen Geschäften nehmen zu dürfen, unerfüllt bleiben müssen. Ich zweifle zwar nicht, daß nicht der Hörsal einer reitzenden Professorin erfüllter seyn würde, als wenn selbst Plato oder Sokrates den Katheder bestiege; aber schon allein die Unbequemlichkeit des Mutterwerdens scheint die Damen von allen solchen Stellen verdrängt zu haben.

Es ließen sich freilich hier noch manche Seiten mit dem Für und Wider anfüllen; auch leugne ich nicht, daß ein solches Kapitel sich müßte mit viel Witz behandeln lassen; indeß es ist nun einmal nicht, und die Damen und Herren, die ihren Vortheil bei einer solchen Revoluzion der beiden Geschlechter zu finden glaubten, müßten sich fürs erste noch immer mit männlichen Philosophen, Aerzten, Predigern, Richtern u. s. w. begnügen.

Ich habe die Frage: wer ist glücklicher, der Mann oder das Weib? nur in Rücksicht des jetzigen Zustandes der Dinge aufgeworfen, ohne mich weiter in die Untersuchung: wozu ist jedes Geschlecht bestimmt? einzulassen.

So oft ich mit Frauenzimmern von diesem Gegenstande geredet habe, fast eben so oft habe ich von ihnen Klagen über ihren Zustand gehört. Sie fanden die Beschäftigungen, den Zustand des männlichen Geschlechts gegen den ihrigen beneidenswerth. Sehen Sie, sagte mir einmal ein Frauenzimmer bei einem solchen Anlaß, sehen Sie, wie unglücklich wir sind: unser Haus ist unsere Welt, unser einziger Wir-

kungskreis; nur ein Vergnügen, ein Kaffeebesuch führt uns zum Hause hinaus, nie ein Geschäft. Die Kinderstube, die Küche, der Arbeitstisch und der Bücherschrank sind unsere einzigen Beschäftigungen. Und sind wir außer den Gränzen unsers Hauses, so macht die Sitte aus Allem, was wir unternehmen, beinahe ein Verbrechen; der Name Weib ist eine Kette, die unsern Geist und seine Kräfte, wie den Körper, fesselt. — Wißbegierde ist uns verboten, Selbstüberzeugung uns untersagt; wir sind die Sklavinnen von Gebräuchen, Sklavinnen von dem Geiste der Männer, weil wir glauben müssen, was die Männer behaupten. Wann dürfte ein Weib wagen zu reisen, um zu sehen, um zu lernen, ohne nicht in den meisten Fällen ihrem Rufe zu schaden? Wie listig hat der Mann für uns die Ketten der weiblichen Schicklichkeit erfunden, die er nicht kennt! Er, der Mann, geht allein, wohin er will. Dem Manne erlaubt man ganz gleichgültig Dinge, bei denen man, wenn wir sie thäten, Ach und Weh über uns schreien würde. Kurz, wie groß ist die Freiheit des Man-

nes, und wie groß die Sklaverei des Weibes! alle öffentliche Geschäfte, alle Unternehmungen, alle große Handlungen gehören dem Manne, und dem Weibe das einzige kleine Rad in der ungeheuern Maschine, das Rad der Haushaltung.

Gegen diese ganze Tirade der weiblichen Klage habe ich nicht ein Wort zu sagen. Es ist wahr, der Mann ist, gegen das Weib gehalten, allein frei. Aber das ist wahrlich doch keine willkührliche Einrichtung des männlichen Geschlechts; es ist Einrichtung der Natur, Folge der körperlichen Beschaffenheit beider Geschlechter. Ich habe nichts dagegen: ein Frauenzimmer, welches so erzogen würde, wie ein Mann, würde eben die Kenntnisse, eben die Schärfe des Geistes erhalten, und durch diese Bildung des Geistes zu eben den Aemtern so fähig seyn, als es der Mann ist; allein die Natur hat dem weiblichen Geschlecht die Thüre zu den öffentlichen Geschäften selbst verschlossen. Das Weib ist nicht immer allein Weib, wie der Mann immer allein Mann ist: sie wird auch Mutter, und alle öffentliche Geschäfte

müßten so lange still stehen, als die Schwangerschaft und die Zeit dauerte, da die Mutter das Kind an ihrem Busen nähren muß, wenn das Weib öffentliche Geschäfte zu besorgen hätte.

Mich dünkt, dieser Grund fällt, so einfach er auch ist, als unumstößlich in die Augen. Die leichtern, abwechselnden und aufzuschiebenden Arbeiten der Haushaltung übergab die Natur sehr vorsichtig dem Weibe, um bei diesem leichtern Tagewerk die Mühe der Schwangerschaft und der Nahrung des Kindes desto füglicher übernehmen zu können. Man gehe von dem König bis auf den niedrigsten Handwerker herab, und frage: welche von ihren Beschäftigungen ein Weib, ohne nicht durch das Muttersein sehr darin gestört zu werden, wohl übernehmen könnte, und die Antwort wird allemal seyn: keine! Alle Staatsgeschäfte müssen ununterbrochen ihren Gang gehen: der Arzt, der Rechtsgelehrte, der Lehrer muß beständig auf dem Platze seyn; der Handwerker, der Landmann darf sich nie einen Aufschub seiner Arbeit erlauben, ohne nicht seine Kunden oder seine Erndte zu verlieren.

Man stelle einmal, nur der Schäkerei halber, an alle diese Plätze Weiber, und sehr oft müßten ganze Räder in der Maschine eines Staats stehen bleiben, weil die bewegenden Ursachen niedergekommen wären.

Von allen diesen Beschäftigungen hat also der Mann das Weib nicht ausgeschlossen, sondern die Natur selbst. Darum den Mann der Herrschsucht anzuklagen, wäre eine Ungerechtigkeit. Die Gesetze der größern weiblichen Schicklichkeit sind also eine Folge der natürlichen Beschaffenheit des menschlichen Geschlechts, und keine klug ersonnene List des Mannes, um die Weiber mit Ketten zu belasten. Die Stelle in einer Tragödie ist also sehr richtig, in der eine Königin ihrer Mutter klagt, daß der König aus Neid, aus Eifersucht sie von allen Reichsgeschäften zurückdrängt. Nicht der König, meine Tochter, antwortete die weise Mutter dem ehrgeitzigen Kinde, drängt dich vom Throne, sondern die Natur und deine Mutterbrust!

Noch heller fällt die Ungerechtigkeit dieser Klage, als ob der Mann das Weib willkühr-

lich von Geschäften ausschließe, in die Augen; noch bestimmter sieht man, daß die ganze Einrichtung der Beschäftigung beider Geschlechter sich nach und nach unter den Händen der Natur von selbst gebildet habe, wenn man einen Blick auf die vielen Künstlerinnen wirft, welche die Geschichte kennt und mit ihrem daurenden Lobe für die Ewigkeit aufgezeichnet hat. Warum erlaubt denn der Mann dem Weibe, den Pinsel zu führen, Virituosin in der Musik zu seyn, wenn er so neidisch auf alle seine Beschäftigungen ist? Mit nichten! der Mann erlaubt nicht, der Mann verbietet nicht. Die Künste vertragen sich mit der Mutter; sie leiden Aufschub, und das Weib folgt auch hierin dem Winke der Natur.

Die größere Beschränkung der weiblichen Freiheit war also wol nicht vorbedachte willkührliche Anordnung des herrschsüchtigen Mannes, sondern das Weib nahm dieses Gesetz freiwillig an, weil die Natur es gegeben hatte, und weil Mann und Weib ihm vom Anfange des menschlichen Geschlechts an, instinktartig folgten.

Dazu kamen nun in manchen Ländern noch zufällige Veranlassungen, welche den Zustand der Weiber entweder noch gezwungener oder freier machten, als ihn die Natur bestimmt hatte. In dem christlichen Europa hat man eher die Kette, welche die Natur dem Weibe anlegte, leichter gemacht als schwerer.

Gut! wird Manche dann sagen, so sind wir denn von Natur zur Ertragung größerer Lasten bestimmt, als die Männer; so gab die Natur partheiisch dem Manne ihr besseres Geschenk, die größere Freiheit, und legte uns noch mit den Schmerzen der Geburt auch noch die schwere Bürde der Knechtschaft auf!

Freiheit, meine schönen Damen, ist ein sehr vieldeutiges Wort, und die weise, die gütige Natur hat sich überall so unpartheiisch bewiesen, daß man ihr schwerlich Partheilichkeit gegen den Menschen so gerade zu Schuld geben kann. Lassen Sie uns doch ein wenig schärfere Blicke auf die Beschäftigungen der Männer werfen, und sehen, ob Ihre Klage gegen die Natur und Ihr Neid gegen die Männer gerecht ist.

Bei den meisten wilden Völkern sitzt das Weib mit den Kindern im Zelte oder in der Hütte, besorgt die Küche, macht Kleidungen, erzieht die Kinder, und der Mann durchstreift die Wälder, um Wild zu tödten, liegt in einem Kahne, auf wilden Strömen, oder auf der noch wildern See, um Fische zu fangen, trotzt mit jeder Minute dem nahen Tode, oder bestellt in der brennenden Sonnenhitze den Acker, und schützt mit Pfeil und Bogen, seinem Blute und Leben Weib, Kind und Eigenthum. Wahrlich keine sehr beneidenswerthe Beschäftigung! Das Weib gebährt die Kinder mit Schmerzen, der Mann erhält sie mit Arbeit und Gefahr seines Lebens. Die Natur wäre partheiisch gegen das Weib gewesen, wenn sie nicht dem Manne den größern Muth, den männlichen Trotz und den höhern Stolz, um in der größern Last auszudauern, gegeben hätte. Was wäre dort das Weib ohne den Mann? die schwache Beute des Mangels, und des allerunbeschreiblichsten Elendes. Der Mann ist dort Herr; denn sein Blut, das für sein Weib aus zehn Wunden quillt, rechtfertigt seine Herr-

schaft. Beneiden wird den Mann das Weib nicht, wenn er mit dem Aufgang der Sonne Pfeil und Bogen ergreift, um sein ermüdendes Tagewerk anzufangen, das die Natur seinen stärkern Muskeln zutheilte.

Bei den kultivirtern Völkern? Das Loos der mit den Händen arbeitenden Klasse der Männer kennen Sie: das Loos bleibt gewiß unbeneidet. Während der Schmidt den Tag lang vor dem Feuer steht, den schweren Hammer den ganzen Tag schwingt, mit den fürchterlichen Schlägen sein Gehör betäubt, sitzt die Frau, näht, oder strickt, oder spinnt, oder besorgt dem ermatteten Manne ein erquickendes Essen. War die Natur gegen den Mann partheiisch, wie sie ihm seine eisernen Muskeln gab, und ihn von der Schwangerschaft befreiete, um ihn täglich, ununterbrochen, an ermüdende Geschäfte zu stellen?

Eben so möchte es auch mit allen andern Beschäftigungen der Männer seyn: sie sind fast alle ermüdend, ohne Abwechselung, lange anhaltend, selbst die bessern Beschäftigungen der gelehrten Stände. Wie mannichfaltig, wie

reitzend sind dagegen nicht die Beschäftigungen der Frauenzimmer aus den bessern Ständen! Sie können ihre Geschäfte wählen; die Wissenschaften sind ihnen nicht verschlossen; sie können anfangen und aufhören, wenn sie wollen; sie können überschlagen, wo sie wollen. Wissen ist nicht ihre Pflicht; es ist ihre Zierde, ihr Vergnügen. Wie lange dauert es, ehe dem Manne seine Beschäftigung durch die Gewohnheit zum Vergnügen wird!

Die Damen wünschen sehr oft nur der Männer Beschäftigungen, wie man sich alt zu werden wünscht, ohne an die Beschwerlichkeiten des Alters zu denken. Reisen! lieber Gott! wenn man auf dem gepolsterten Sofa sitzt, und dem Reisenden in seinem Zimmer bis an den Südpol mit aller Bequemlichkeit folgt, die Bewegung des Schiffs wie die Bewegung seines Wagens denkt, in dem man täglich eine Stunde spatzieren fährt, die wilden Völker und die Verhandlung mit ihnen als eine Maskerade, wo man seinen Namen einer fremden Maske in die Hand mahlt: lieber Himmel! wer wollte da nicht gern reisen!

Schade, daß in der Natur unsere von den Damen so beneideten Reisen ein wenig anders kolorirt sind, als in dem Boudoir!

Da steigt man hinein in das Schiff, und nach einigen Tagen schon fängt die gräßlichste Langweile an, ihre Flügel über das Schiff auszubreiten. Man gähnt, und gähnt wieder. Ein Vogel begleitet das Schiff, und Alles eilt auf das Verdeck, einen Vogel zu sehen, und stundenlang redet Alles von nichts, als dem Vogel. Dauert die Reise mehrere Monate, so steigt oft die Langeweile bis zur Verzweiflung. Der Anblick des Landes treibt Thränen der Wollust in die Augen der wildesten Matrosen.

Das Elend ist unvermeidlich. Die gesalzenen Speisen erregen schon nach einigen Tagen Widerwillen, dann Ekel, und endlich Abscheu. Der beste Esser zittert vor der Stunde des Essens. Das Fleisch wird stinkend, der Zwieback voll Würmer, das Wasser faul. Der Scharbock reißt ein, das Schiff ist ein Lazareth.

Daher stürmt ein Orkan: das Schiff schlägt von einer Seite zur andern. Himmel-

hohe Wellen tragen es in die Höh', und jetzt stürzt es in den finstern Abgrund. Niemand kann stehen. Alles klammert sich an Balken, und dennoch reißt die Bewegung des Schiffes die Menschen los, schleudert sie gegen die Wände, so daß sie Arm und Bein zerbrechen. Wellen spülen sie vom Verdeck herab. So treibt der Sturm das Schiff von seiner Bahn. Das süße Wasser fehlt, die Nahrungsmittel fehlen. Der Hunger und sein Gefolge, die schrecklichsten Krankheiten, lagern sich in das Schiff. Täglich wirft man Todte in die See. Das Elend wächst, die Verzweiflung steigt, und endlich findet man Land. Tausend Wilde mit Pfeil und Bogen wehren das Anlanden, oder eine eifersüchtige christliche Nazion mit drohenden Kanonen.

Wahrhaftig, ein sehr neidenswerthes Vergnügen!

Ich sprach vor einiger Zeit Herrn * *. Er war Obristlieutenant in Hannöverschen Diensten gewesen, hatte die Kriege in Amerika und Ostindien mitgemacht, und lebt jetzt in philosophischer Ruhe auf dem Lande. Man beneidet

mich, sagte dieser Mann mir, um alles das, was ich gesehen, was ich erlebt und empfunden habe, und ich? ich würde meinem Todfeinde das Elend nicht gönnen, das ich schon ertragen habe. Oft, fuhr er fort, kommt mir es im Schlafe so vor, als ob ich noch auf einem Schiffe wäre, und eine Höllenangst bemächtigt sich meiner. O wie unendlich viel haben die Weiber vor den Männern voraus, daß sie nichts mit der Schifffahrt, und nichts mit dem Kriege zu thun haben! Der Mensch ist ein Thor, der nie mit Wünschen fertig wird; allein eine Seereise ist das Elendeste unter Allem, worauf der Mensch mit seinen thörichten Wünschen fallen kann. Eine Seereise heißt: das Elend aus aller Welt Enden zusammengeholt, und es auf das Schiff zusammengepackt. Denken Sie nur das Einzige: der mit jedem Augenblick nahe, furchtbar nahe Tod!

Daran gewöhnt man sich! sagte Jemand.

An Alles, nur an den Tod nicht, antwortete der Philosoph lächelnd; die Furcht vor dem Tode erhält fast allein auf den Schiffen mitten unter den wildesten, rohesten und den

allerleidenschaftlichsten Menschen eine Subordination, gegen welche die der Landsoldaten Freiheit ist; der ganze Charakter der Matrosen wird durch diese Furcht vor dem Tode bestimmt. Am Lande, dem Tode nun entgangen, ausgelassen, wild, tobend, tollkühn, höchst sinnlich, sich überfüllend mit allen Genüssen der sinnlichen Wollust; denn das Schiff und der Tod sind schon wieder für sie bereit! — auf dem Schiffe gehorsam, arbeitsam, mäßig, lärmend; ich glaube, um sich zu betäuben.

Denken Sie sich unsern Zustand. Auf unserer Indischen Fahrt wurde das Schiff, worauf ich war, verschlagen; niemand wußte, wo es war. Eine glühende Hitze, in einem undurchsichtigen Nebel, umgab das Schiff acht Tage, und versengte uns bis auf die Knochen. In einer Nacht stürzt das Schiff auf eine Klippe. Die Heftigkeit dieses Stoßes — das Schiff segelte mit dem Winde — war so groß, daß auf einmal die unsäglichste Unordnung auf dem ganzen Schiffe entstand. Alles war aufgesprungen, und fragte bleich und bebend: was ist das? —

Das Schiff hatte ein großes Leck bekommen, und das Wasser strömte mit aller Gewalt in den Raum. An die Pumpen! schrie Alles, an die Pumpen! Die Equipage arbeitete mit der angestrengtesten Kraft; Alles, was Hände hatte, mußte pumpen. Immer stieg das Wasser im Raum. So verging die Nacht, so verging der Tag unter immerwährender Angst und Arbeit. Gegen Abend wurde die Gefahr immer größer. Die Matrosen schrieen: verloren, Alles verloren! Gott sei uns gnädig! Alles arbeitete mit Kraft der Verzweiflung. Der Kapitain ließ Mitternachts ein Paar Kanonen lösen zum Zeichen seiner Noth. Man antwortete aus der Ferne. Nun segelte man dem Schalle nach. O die Empfindung der Angst, ob das Schiff, das helfende Schiff sich nähern würde! Man hing die Laterne aus. Man löste von Zeit zu Zeit eine Kanone, und bekam immer Antwort. Man sah den Blitz auf dem fremden Schiffe, zählte gierig die Pulsschläge zwischen Blitz und Knall, und berechnete so die Entfernung mit einer unsäglichen Angst. Die Frage war: wird das

Schiff heran seyn, ehe wir sinken? Es kam heran. Es war ein englisches Schiff. Wir luden aus unserm Schiffe aus; nun wurde aufs neue mit aller Gewalt gepumpt, und endlich wurde denn doch, nach einer noch vier und zwanzig Stunden dauernden gewaltsamen Arbeit, der Gewalt des Wassers gewehrt, der Leck war verstopft, und das Schiff in den nächsten Hafen gebracht, um da gebessert zu werden.

Wer bezahlt diese drei Tage lange Höllenangst? wer kann das Herz nachher wieder beruhigen? Ein einziger solcher Vorfall, und man ist beständig in Noth; man träumt von Klippen, von Sinken, von Pumpen; man sieht den Tod um sich, und trägt ihn mit seinen Ahndungen im Busen! Wie glücklich lebe ich dagegen jetzt, da ich keine andern Arbeiten kenne, als die leichtern, abwechselnden, reitzenden Arbeiten der Haushaltung!

Man lese das mit Aufmerksamkeit, und man wird sicher nicht mehr auf den Einfall kommen, die Beschäftigungen der Männer für

belohnender zu halten, als die Beschäftigungen der Weiber.

Zwar hatte die Natur dem Manne auch dazu einen stärkern Muth, einen größern Trotz, eine ruhigere Kälte in dem festern männlichen Körper mitgegeben, um einigermaßen seine Beschwerden ihm weniger drückend zu machen. Des Weibes zarterer, weicherer Körper kennt den Muth und die Stärke nicht, die der Mann hat; allein die Geduld, die eigenthümliche Tugend des weiblichen Geschlechts, vielleicht auch eine Folge ihres zartern Körpers, verschönt ihnen die stille Einsamkeit und Verschlossenheit, worin sie mit ihren häuslichen Arbeiten leben. Der Mann ist stark, das erste Unglück aus dem Wege zu räumen; das Weib ist geduldig, die kleinern und unvermeidlichen Uebel ihres Lebens zu tragen, und die gute Mutter der Menschen, die Natur, versorgte Mann und Weib mit dem, was sie bedurften; unpartheiisch, gegen alle ihre Kinder, vertheilte sie Freude und Leiden gleich, gab jedem sein Tagewerk, und verknüpfte mit zärtlicher Liebe bei-

de Geschlechter, gab das Weib dem Manne zur Belohnung für seinen Muth, und dem Weibe gab sie den Mann zur Belohnung für ihre Geduld, und Beide, Mann und Weib, wenn sie einander voll Liebe in die Arme sinken, rufen: wir sind Beide gleich glücklich!

VII.

Anquetil du Perron.

Wie unendlich viel Mühe, wie unsäglich viel Muth, Stärke und Ausdauerns es kostet, manche Kenntnisse zu erlangen, wie wenig Frauenzimmer zu diesen enthusiastischen Reisen vermöge ihres Körpers tauglich sind, mag der Enthusiast Anquetil beweisen.

Anquetil du Perron war ein junger zwanzigjähriger Mann, voll Eifer für die Wissenschaften, voll Muth, Alles für dieselben zu wagen, und voll Stärke, viel für sie zu leiden. Die orientalischen Sprachen waren seine Lieblingswissenschaft. Er las Alles, was nur dahin schlug; er studierte die Sprachen des Orients mit einer unbeschreiblichen Ausdauer. Seine Kenntnisse verschafften ihm bald die Achtung und die Freundschaft des Grafen Kaylus, und des Abts Barthelemy, des berühmten Verfas-

sers der Reisen des jüngern Anacharsis, und anderer Gelehrten.

Zoroaster, der große morgenländische Weltweise, wird des jungen Franzosen Idol. Er lies't Einiges von ihm, was von ihm in Europa bekannt ist, und er entschließt sich, Zoroasters Schriften aus Indien zu holen, und sie zu übersetzen. Er ist ohne Vermögen. Er theilt sein Vorhaben seinen gelehrten Freunden mit. Man staunt, man macht Schwierigkeiten, man hält es für einen Genieeinfall. Anquetil besteht auf seinem Kopfe. Man verspricht ihm Unterstützung, und man hält nicht Wort.

Der enthusiastische Anquetil verliert die Geduld, ohne den Muth zu verlieren. Man wirbt für die Ostindische Kompagnie Soldaten, und er geht zu dem Werbeoffizier, um sich zu einen gemeinen Soldaten anwerben zu lassen. Der menschliche Offizier sieht, hört den gebildeten Mann in dem Jünglinge. Er stellt ihm die Gefahren, das Elend des Standes vor, den er wählt: nichts hilft; Anquetil bleibt bei seinem Vorsatze, und der Offizier nimmt ihn an.

Der Jüngling marschiert von Paris ab; sein Bündel mit zwei Hemden, zwei Tüchern, einem mathematischen Besteck gefüllt, auf dem Rücken. Seine Gefährten, die andern Geworbenen, sind niederträchtige Räuber, aus den Gefängnissen genommen, um in Indien ihre Verbrechen abzubüßen.

Anquetil wird der Entscheider ihrer Streitigkeiten; er hält sie von den Plünderungen zurück, die sie auf dem Lande unternehmen wollen. So kommt er als gemeiner Soldat in dem Hafen an, wo die Schiffe schon bereit liegen, sie nach Indien zu führen.

Hier findet er seinen Abschied von der Kompagnie, einen Befehl an den Befehlshaber der Flotte, ihn umsonst mitzunehmen, eine Pension von fünfhundert Livres, die der König Ludwig XV. ihm bewilligte, und Empfehlungsbriefe an die vornehmsten Befehlshaber zu Pondichery.

Wie seine Abreise aus Paris bekannt wurde, erstaunte jeder über den Muth des Jünglings; man vereinigte sich, ihn zu unterstützen;

man gab ihm die Hülfe, die man ihm vorher verweigert hatte.

Anquetil schiffte sich ein, und war nach sechs Monaten in Pondichery. Er wurde kalt empfangen; man hielt ihn für einen Avantürier, der sein Glück zu machen gekommen war. Seine großen Empfehlungen verschafften ihm nur die in Indien so kleine Pension von 1900 L., und das Jahr darauf die doppelte Summe.

Jetzt studierte er die Sprache von Malabar und das gewöhnliche Persische, das man in Indien gewöhnlicher redet als jede andere Sprache. Tausend Hindernisse legten sich ihm in den Weg, die jeden Andern völlig muthlos gemacht haben würden: Krankheiten, und besonders der Krieg der Franzosen mit den Engländern. Anquetil verlor den Muth nicht.

Er reiste tief in Bengalen hinein, um die alte Schule der Braminen, Benares, zu besuchen. In Bernagor überfiel ihn eine Krankheit. Sterbend bringt man ihn in das Haus einiger öffentlichen Freudenmädchen. Diese Mädchen warten den Kranken mit einer rührenden Menschlichkeit. Er erhält seine Gesundheit end-

lich durch ein unmäßiges Kaffeetrinken wieder. Zum zweitenmal wirft ihn eine Ruhr auf seiner Reise wieder an das Grab: er liegt im Lazareth. Die Stadt, wo er liegt, wird von den Engländern erobert. Anquetil rettet sich durch die englische Armee, trifft ein kleines französisches Chor, und streift mit diesem in Bengalen umher.

Er verläßt die Armee, weil er sich nicht mit den Offizieren vertragen kann, und kehrt nach Pondichery durch Länder zurück, die nie der Fuß eines Europäers betreten hat.

In der Hauptstadt von Bengalen verkauft er Alles, was er hat; kauft einen Bogen, Pfeile, einen Säbel, ein Schild, ein kleines Pferd, und macht sich nun in der Kleidung eines Indiers auf den Weg.

So durchstreift er unbekannte Länder, zweihundert deutsche Meilen lang, beständig den wilden Elephanten, ganzen Heerden Affen, ganzen Wolken Heuschrecken, und den herumstreifenden noch grausamern Schaaren der indischen Soldaten ausgesetzt. Bald kaufte er sich durch, bald mußte er sich mit dem Pistol in der Hand

den Weg öffnen; hier gab er sich für einen Indier, dort für einen Europäer aus.

So kommt er endlich aus tausend Gefahren, nach tausend schrecklichen und lächerlichen Begebenheiten, nach einer Reise von vier Monaten wieder in Pondichery an. Hier trifft er seinen Bruder. Sie beschließen jetzt, zusammen nach Surate zu gehen. Der Bruder reist ruhig die Küste entlang; unser Anquetil aber, begierig, das Innere des Landes zu kennen, dringt immer allein von der Seite in das Land hinein, trotzt allen Gefahren bei unbekannten Völkern und in völlig unbekannten Gegenden, und kömmt dann wieder an die Küste zurück.

So schifft er in einer morischen Barke von Kochin nach Mahe. Der Herr des Schiffs folgt dem langen Wege an der Küste. Anquetil befiehlt ihm, die Segel aufzuspannen, und ins Meer hinein zu stechen. Der Herr des Schiffs betrachtet ihn lächelnd und schweigt. Anquetil zieht sein Pistol und wiederholt den Befehl. Der Herr des Schiffs lächelt und schweigt. Anquetil, ungeduldig, faßt ihn bei seinem langen Bart, und in dem Augenblicke

springen alle die Ruderer auf, ziehen die Säbel, und umringen ihn. Der Schiffspatron, sagt der tollkühne Anquetil selbst, war klüger, als ich. Er ließ mich ans Land setzen.

Auf einer andern Reise trifft er eine Armee von Fakirs, die nach der berühmten Pagode von Jagrenat wallfahrteten; Anquetil mischt sich unter sie, besucht mit ihnen die Pagode, und kehrt mit ihnen zurück. Auf der Reise nach Surate verließ er auch die Küste, kletterte über die höchsten Gebirge, und kam in das Land der Maratten. Hier sah er eine junge Indierin sich auf dem Scheiterhaufen mit der Leiche ihres Mannes verbrennen.

Einige Zeit blieb er auch bei einem herumwandernden Volke, und lebte mit ihnen. Sie hatten keine Wagen, wie die Tatarn, keine Kameele, wie die Araber; Weiber, Kinder, Gepäck sind auf Ochsen geladen, die Männer gehen zu Fuß. Es sind wahre patriarchalische Völker.

Endlich in Surate, nach drei Jahren voll Streifzügen, und Gefahren von aller Art,

fing er seine gelehrten Arbeiten an, die ihn nach Indien gezogen hatten.

Zwei parsische Priester verschafften ihm einige Bücher vom Zoroaster. Diese waren mangelhaft. Er lieh eben diese Bücher von einem andern Parsen, erhielt sie, und wollte sie nicht zurückgeben, ehe er sie abgeschrieben hatte. Der Parse droht ihm. Anquetil fürchtete, man möchte sie ihm mit Gewalt nehmen, und er arbeitete, seine Pistolen auf dem Tische.

Eben zu der Zeit belagerten die Engländer die Zitadelle von Surate. Alles war in der höchsten Bestürzung in der Stadt; jeder suchte sich zu retten, nur Anquetil arbeitete ruhig an seinem Zoroaster. Er lebte in der tiefsten Einsamkeit mit seinem Zoroaster. Die Engländer, die Feinde seiner Nazion, nahmen ihn unter ihren Schutz; der Krieg ehrte zum erstenmal die Menschlichkeit. Er genoß keines andern Vergnügens als des indischen Bades, das mit einer Art von Manipulazion, die sehr erquickend seyn soll, verbunden ist.

Sobald die Uebersetzung vollendet war, so beschloß er, das merkwürdige Indien noch ein-

mal zu durchreisen. Zuerst machte er eine Reise nach einem Tempel der Parsen, und sah dort das heilige Feuer. Dieser Besuch hätte ihn das Leben kosten können. Er hatte sich in einen Parsen verkleidet; ein Priester, den er kannte, führte ihn ein. Die Parsen erkannten ihn, troß seiner Verkleidung. Seine Entschlossenheit rettete ihn.

Er besuchte die ältesten Monumente, die in Felsen eingehauenen, unterirdischen Pagoden. In einer Pagode stahl er ein indisches Götzenbild einen Ochsen von Stein, einen Fuß lang. Er wollte endlich nach Benares, um dort die heilige Sprache zu erlernen; allein seine Gesundheit hatte so viel gelitten, und die Umstände waren für jeden Franzosen in Indien jetzt so schlecht, daß er schlechterdings nach Frankreich zurück mußte. Er reiste auf einem englischen Schiffe ab. Er beobachtete noch in dem indischen Meere den Durchgang der Venus durch die Sonne. Er lag auf dem Verdeck auf dem Rücken, und beobachtete so gut er konnte.

Er kam endlich nach England; er wurde troß seiner Ausrede doch eine Zeit lang als ein

Kriegsgefangener betrachtet. Endlich kam er den 14ten März 1762 nach einer Abwesenheit von sieben Jahren in Paris wieder an. Den Tag darauf legte er seine Bücher, Originale und Uebersetzungen, und hundert und achtzig Manuskripte in verschiedenen und indischen Sprachen in der königlichen Bibliothek nieder.

Der Graf Kaylus, der Abt Barthelemy, und Malesherbes, seine Freunde, und alle große Männer empfingen ihn mit dem Entzücken, welches jeder großen Unternehmung zum Nutzen des Menschen gebührt. Man riß sich in Paris um ihn. Er floh aber bald in die Einsamkeit zurück, um sich einem Studium zu überlassen, das er allein in Europa zu treiben fähig ist.

Die Achtung, deren Anquetil allgemein genießt, ist beneidenswerth; aber doch wahrlich nicht die sieben Jahre voll unsäglicher Arbeit, Gefahr und Anstrengung. Der Mann liest ein solches Beispiel, und bebt vor dem Wege zurück, der zum Ruhm führt; noch mehr bescheide sich das schwächere Weib!

VIII.

Enthusiasmus.

Es giebt ein gewisses Maaß von Kräften, das der Mensch, in dem gewöhnlichen Zustande, worin wir leben, sehr selten überschreitet. Der Mensch, der nichts weiter sieht und hört, als die Nachbarn seiner Gasse, die alle in Ruhe ihr Brodt essen, und die unter dem Schutze der Gesetze und des Herkommens die Kräfte ihrer Seele sowol, als ihres Körpers nicht anstrengen dürfen: ein solcher Mensch kommt leicht in den Fall, diese Summe der Kräfte, die er in Bewegung sieht, als das möglichste Maaß der menschlichen Kräfte, und jeden Menschen, der über dieses Maaß hinausschreitet, für verrückt zu halten. Daher kommen die schiefen Urtheile der gewöhnlichen Menschen über alle große Geister.

Ein Hofmann wird Rousseau für verrückt halten, wenn er hört, daß Rousseau dem Kö-

nige nicht präsentirt werden will, eine Pension ausschlägt, die ihm nur ein Wort gekostet hätte, um unabhängig von der beschwerlichen königlichen Gnade sein Brodt mit Noten-Abschreiben zu verdienen.

Jenen Diogenes, der von dem Ueberwinder Asiens nichts weiter zu bitten wußte, als ihm aus der Sonne zu gehen, verweist man ohne Barmherzigkeit aus der menschlichen Gesellschaft in seine Tonne; man hat nicht einmal ein analoges Gefühl von dem, was Diogenes fühlen mußte. Alexander, der eben so, wie Diogenes fühlte, sagte: ich möchte Diogenes seyn, wäre ich nicht Alexander!

Man tritt sein Rad, in welchem man mit Tausenden seines Gleichen eingesperrt ist, gemüthlich fort, und glaubt sehr gutmüthig, mit jedem Tritte weiter gekommen zu seyn; man lebt und stirbt, ohne etwas anders gethan zu haben, als eine Vorschrift nachgemahlt; und wehe dem, der es wagen wollte, einen andern Buchstaben zu mahlen, als der auf der Vorschrift steht.

Man kennt beinahe keinen andern Enthusiasmus, als den für einen gut besetzten Tisch. Man nimmt ein Stückchen Hasenbraten mit eben der Miene in den Mund, womit unser Anherr Herrmann den Kopf des Varus betrachtete.

Damon und Pythias, Orest und Pylades sind Menschen, die man nur darum nicht laut Narren nennt, weil sie in so viel Büchern große, edle Menschen genannt sind; man ruft freilich: schön! vortrefflich! und borgt seinem vertrautesten Freunde nicht die Summe von sechs Louisd'or, ohne nicht alle gerichtliche Formen, blos des Lebens und Sterbens willen, beobachtet zu haben.

Dieser edle Enthusiasmus, sagte Choiseul-Gouffier, in seiner Reise durch Griechenland, diese leidenschaftliche Bewunderung der Tugenden der Vorwelt ist nicht mehr Mode. Der Jüngling, durch Zeit und Erfahrung eines bessern belehrt, stellt sie, anfangs ungern, und nur zu bald, gern, unter die eiteln Träume seiner Jugend. Die traurige Erfahrung zeigt ihm bald, daß diese Tugenden, auf dem Platze,

wo er steht, nicht hingehören; mit jedem Augenblicke wiederholt man ihm: sei vernünftig! der Enthusiasmus ist eine Narrheit, und du mußt dich zu Tugenden herablassen, die der Gesellschaft und den Verhältnissen, worin du lebst, nicht so gar fremd sind! Das Gefühl der Leiden, von denen der Jüngling so oft Zeuge und nicht selten das Opfer gewesen ist; die muthraubende Erinnerung an so viel Tugenden, die er ungenützt schmachten oder im Elende umkommen sah, schwächen endlich in seinem Herzen den Haß gegen das Böse und die Liebe für alles Gute. Glücklich ist er, wenn er mit dem Verluste dieser erhebenden Leidenschaft für das Gute nicht zugleich in jene regungslose gefährliche Gleichgültigkeit fällt, die der Tugend die gehörige Achtung verweigert, mit dem Laster Frieden schließt, nichts kennt und will, als Bequemlichkeit; glücklich, wenn er, nach der Untersuchung der Ursachen alles moralischen Verderbens, nicht an dem Glücke des menschlichen Geschlechtes verzweifelt, und jeden Wunsch, dazu beizutragen, aufgiebt.

Es kann seyn, daß die bürgerliche Gesell-

schaft, so wie sie jetzt ist, besser ohne diesen Enthusiasmus besteht, und daß ein Mann, der, an einem Tische voll köstlicher Gerichte und theurer Weine, das Klagen der Nothleidenden überhört, sich besser befindet, als ein Mann, dem das Herz bei dem Anblicke des Elendes blutet, und nicht helfen kann; es kann sogar besser seyn, dem größern Theile der Menschen ihre Mühseligkeiten, die sie zu tragen haben, wegzuschwatzen und sie Freuden des Lebens zu nennen, und sich dabei zu beruhigen: sie sind es nicht besser gewohnt. So grausam auch dieser Ausspruch seyn mag, so wird mich doch Niemand überreden, zu glauben, daß nicht ein Dutzend Howards für jedes Völkchen der Erde nöthig wären, und daß dieses viel, viel mehr zu dem Glücke eines Völkchens beigetragen hieße, als wenn man zwanzig andere Menschen besoldete, Trostgründe für das menschliche Elend zu schreiben, und wenn man sogar auch diese Bücher gratis austheilte.

Diese Feuerflamme der Seele, dieser warme Enthusiasmus, wenn er gut geleitet würde, wenn Liebe zum Guten seine Nahrung wäre,

müßte unendlich mehr Gutes stiften, unendlich mehrerm Elende abhelfen, als alle Armenanstalten der Welt. Allein man unterdrückt diese liebenswürdige Eigenschaft der Seele von Jugend auf; man eilt der Natur zuvor, und ehe das Alter die Flamme der Seele verlöscht, haben Eltern und Erzieher schon den Knaben zum Manne, den Jüngling zum Greise gemacht. Das ewige Keifen der Madonne unsers Dichters: anständig! hübsch artig! Seyn Sie doch kein Kind! sagt man tausendmal zu einem Kinde von sechs Jahren. Um Gottes willen, was soll es denn seyn? —

Der größte Menschenfreund sagte: das ist wahre Liebe, wenn ein Mensch für seinen Bruder das Leben läßt! eine Sentenz, die heute zu Tage auch den eifrigsten Anhänger seiner Lehre eine unmögliche Forderung dünken wird; eine Forderung aber, welche der Aberglaube, der Fanatismus, ohne etwas Unmögliches dabei zu finden, tausendmal erfüllt hat. Sollte es denn nicht denkbar seyn, daß einmal die Tugend Enthusiasten machen könnte?

Was hat der Enthusiasmus nicht möglich

gemacht? welche undenkliche Kräfte hat er nicht oft bei den Menschen entwickelt? zu welchen Thaten nicht hingerissen? Howards Leben war nichts, als eine beständige Aufopferung des Lebens und seiner Freuden: welch eine Wärme der Seele gehörte dazu! und welch eine fürchterliche Kälte muß das Herz nicht haben, das bei dem Anblicke des menschlichen Elendes nicht die Kraft fühlt, das kleinste Vergnügen, die geringste Bequemlichkeit sich zu versagen, um dem Elende abzuhelfen!

Man wird sagen wollen, dieser Enthusiasmus sei das Eigenthum nur sehr einzelner Menschen; die meisten Menschen wären in der gewöhnlichen Form gebildet, die wir jetzt an ihnen sehen. Allein der Enthusiasmus ganzer Völker erweist das Gegentheil.

Das Leben ist sicher das größte Gut des Menschen, dessen Aufopferung die größte Ueberwindung kostet. Der Aberglaube hat einem ganzen Volke dieses Opfer leicht gemacht; und dieses Volk sind die Makassars von der Insel Zelebes. Die Makassars sind Mahomedaner, aber sehr eifrig. Ein Hauptpunkt ih-

res Glaubens ist, daß alle diejenigen, welche sie zu tödten vermögen, ihre Sklaven in jener Welt seyn müssen. Ihr Ehrgeitz, den man von Jugend auf bei ihnen rege erhält, besteht darin, sich nie zu ergeben, und man hat nie ein Beispiel, daß ein Makassar sich ergeben hätte.

Voll von diesen Ideen schenken sie nie einem Feinde das Leben, und nehmen es nie von ihnen an; zehn Makassars, ihren Krit (eine Art Dolch) in der Hand, würden hundert tausend Menschen angreifen. Sie sind sehr schnell und sehr stark. Ihre Kleidung ist ein enges Beinkleid, eine Weste von weißer Baumwolle, eine Mütze von Tuch; sie gehen mit bloßen Beinen, an den Füßen haben sie Holzschuhe, und um die Hüften einen Gürtel, worin sie ihren Dolch verbergen.

Der Graf de Forbin hat es erfahren, wie weit der Enthusiasmus der Makassars geht. Eine Galeere voll Makassars kam vor die Ziehkette des Forts, wo der Graf Kommandant war. Die Makassars fanden den Weg durch die Kette versperrt, und ihr Anführer stieg mit

sieben Menschen ans Land, um mit dem Grafen zu reden. Der Graf empfing ihn in dem Fort, in einem Pavillon von Rohr. Der Graf fragte den Anführer, woher er käme und wohin er wollte? er antwortet: von Siam, nach Zelebes. Der Graf verlangte nun, er solle seine Leute aussteigen lassen, um zu sehen, ob Siamesen drunter wären. Es durften zu der Zeit keine Siamesen, wegen eines Aufruhrs, passieren.

Der Anführer sagt: gut, sie können aussteigen; aber bewaffnet. Der Graf erlaubt es, weil er ihr einfaches Gewehr verachtet. Dieser Krit ist einen Fuß lang, scharf wie ein Schermesser, und steckt in einer hölzernen Scheide. Nun sandte der Anführer zwei von seinen Leuten ab, um die übrigen Makassars zu holen. Der Graf de Forbin ließ den zurückgebliebenen indeß Thee reichen, um sie aufzuhalten, um dann, wenn die übrigen Makassars am Lande wären, sie zusammen arretiren zu lassen. Es dauerte lange; der Graf verließ den Pavillon, und trug einem Mandarin auf, den Anführer der Makassars zu unterhalten. Vor dem Pa-

villon traf er einen alten braven portugiesischen Offizier. Der Graf gab diesem die Befehle, die Makassars, sobald sie am Lande wären, mit einer gehörigen Mannschaft arretiren zu lassen.

Der Portugiese erblaßte. Bei Gott, ich zittere, sagte er, vor keiner Gefahr; aber diese Leute gefangen zu nehmen, ist unmöglich. Ich kenne die Makassars!

Thun Sie, was ich Ihnen sage, sagte der Graf finster; ehe sie ihr Leben wagen, werden sie sich schon ergeben.

Indeß ließ doch jetzt der Graf zwanzig Siamesen mit Flinten und Lanzen an den Pavillon rücken, und nun ging er hinein, und ließ durch einen Mandarinen dem Anführer der Makassars ankündigen, er wäre gefangen; doch könnte er gute Behandlung erwarten.

In dem Augenblicke sprangen die sechs Makassars auf, zogen ihre Dolche, und schnell wie Blitze hatten sie sechs Mandarinen, die im Pavillon waren, ermordet. Der Graf schrie nach den Soldaten, und befahl ihnen, zu feuern. Einer von den sechs Makassars sprang auf

den Grafen los; der Graf stieß ihm die Lanze in den Leib. Als ob er ohne Gefühl sei, drang der Makassar immer an der Lanze hinauf, um den Grafen durchbohren zu können; und er hätte seinen Zweck erreicht, wenn nicht ein Siamese ihm den Kopf gespaltet hätte. Vier Makassars waren getödtet, die zwei andern sprangen von der Bastion hinab und retteten sich.

Jetzt sah der Graf wol, daß der Portugiese Recht gehabt hatte. Er ließ also nun seine Truppen zusammenrücken. Den gegen das Fort zu marschierenden sieben und vierzig andern Makassars sandte er einen Kapitain mit vierzig Portugiesen entgegen. Der Kapitain stellte sich ihnen in den Weg, und die Makassars machten Halt, und während der Zeit rückte der Graf mit tausend Mann Schützen und Lanzenträgern heran. Der Graf ließ den Makassars sagen, sie könnten zu ihrer Galeere zurückkehren; sie antworteten, man sollte ihnen erst ihren Anführer zurückgeben. Die vierzig Portugiesen gingen mit angelegtem Gewehr auf sie los. Kaum hatten sie den ersten Schritt gethan, so sprangen die Makassars auf. Auf-

springen, in die Portugiesen eindringen, und die vierzig Portugiesen alle todt niederstürzen sehen, war ein Augenblick. In demselben Augenblicke flogen sie wüthend auf die tausend Mann ein, die der Graf kommandierte, tödteten links und rechts, und trieben den Grafen bis ans Fort zurück. Sechs von ihnen sprangen in das Fort hinein, tödteten ohne Unterschied, was sie fanden: Weiber, Alte und Kinder.

Während deß trieben die Andern die tausend in die Flucht, und tödteten noch immer, wen sie von den Flüchtlingen erreichten. Der Graf rettete sich ins Fort, und die Makassars zogen sich nun nach einem vollkommenen Siege an den Fluß zu ihrer Galeere zurück. Schon glaubte der Graf von ihnen befreiet zu seyn; allein zu seinem Schrecken sahe er, daß sie ihre eigene Galeere anzündeten, und nun an das Land zurückkehrten. Sie zündeten sogleich alle Soldatenhäuser an, tödteten am Flusse hinab Alles, was ihnen vorkam, ohne Einen zu verschonen. Der Graf, voll Verzweiflung, stieg mit zwanzig Büchsenschützen in einen Kahn,

und trieb die Feinde vom Ufer weg. Sie gingen tiefer ins Land, und verschwanden in einem Gehölze. Der Graf ging in das Fort zurück.

Die sechs andern, die in das Fort eingedrungen waren, hatten alle Mönche eines Talapoinenklosters getödtet. Der Graf marschierte mit achtzig seiner besten Leute dahin, und die sechs Makassars wichen nicht einen Schritt zurück, und blieben alle. Jetzt ließ der Graf die Todten zählen, und er hatte dreihundert sechs und sechzig Todte, und die Makassars hatten siebzehn verloren. Am andern Morgen berichtete man dem Grafen, daß einer von den sechs Makassars nicht todt sei. Man hatte ihn aus Furcht wie einen Knaul zusammen gebunden. Er hatte die ganze Nacht in einem Morast zugebracht, und hatte siebzehn Lanzenstöße im Körper. Man band ihn los; der Makassar dehnte sich aus, bewegte die Arme, um sich gleichsam geschmeidig zu machen. Der Mann, der ihn losgebunden hatte, hatte noch seine Lanze an einem Baume stehen. Der Makassar näherte sich unvermerkt der Lanze;

aber in dem Augenblicke, da er darüber herfallen wollte, sank er vor Schwäche nieder, und starb.

Man lese dieses Beispiel, und erstaune darüber, was dem Enthusiasmus möglich ist, wozu er die Kräfte hat und die Kräfte giebt, und fühle dann, wie wohl dem Unglücklichen seyn würde, wenn Menschen das für ihn thäten, was sie für ihren Aberglauben, für ein falsches Ehrgefühl alle zu thun bereit sind!

Man ist jetzt sehr geneigt, bei der Erziehung Alles für die Bildung des Verstandes und nichts für die Bildung der Phantasie zu thun; recht gute Rechnungsführer, Rechtsgelehrte, Theologen, Aerzte, Künstler u. s. w. wird man ziehen, ob aber recht gute Menschen, die für Menschenwohl auch einmal den Muth hätten, Vermögen, Leib und Leben zu geben, das wäre eine Frage, welche die Zukunft erst, oder auch vielleicht die Geschichte jetzt schon mit n e i n beantworten würde.

Stechet dem Menschen die Augen aus, sagt ein persischer Philosoph über Verstand und Phantasie: was werden ihm seine Füße helfen?

er kann den Weg nicht sehen, den er zu gehen hat; bindet ihm die Füße: was helfen ihm die Augen zum Gehen? er sieht den Weg, allein es fehlt ihm die Kraft zum Gehen. Der Verstand sei frei, den Weg eines menschlichen Lebens zu sehen; die Phantasie sei frei, um ihn muthig bis an die Gefilde der Ewigkeit zu durchwandeln. Beides sind Geschenke der Gottheit; eins allein macht uns zu Stein oder zu einem wilden Tiger, und der Mensch sollte Mensch seyn; und das, setzt er hinzu, ist der Mensch am seltensten.

IX.

Chinesische Schatten.

Wer kennt diese lustigen, unterhaltenden Schatten nicht? wer liebt sie nicht? Thalia, die Göttin der Bühne, wurde sogar von diesen Schatten bedroht, verdrängt zu werden. Wer möchte nicht gern ihren Ursprung wissen? Sina ist dieser Schatten Vaterland; an dem großen Laternenfeste sind die Schatten die größte und unterhaltendste Belustigung der Sinesen. Ihre Erfindung aber haben die Sinesen einer sehr traurigen Begebenheit ihres Vaterlandes zu danken.

Vor mehrern tausend Jahren, erzählen die Sinesen, regierte bei ihnen der Kaiser Ki. Es war ein junger reitzender Prinz. Schmeichler umlagerten seinen Thron, und beredeten ihn, daß seine Unterthanen nur für ihn, und er nur für den Genuß der höchsten Wollust dasei. Der junge Kaiser fühlte in seinem verlangen-

den und weichen Herzen zwar wol noch eine leise Stimme, welche diese Behauptung ableugnete; allein diese Stimme schwieg bald in den Armen eines wollüstigen und reitzenden Weibes, die kein Gefühl hatte, als das Gefühl der Pracht und der Feste. Ki stürzte sich an der Hand dieses Weibes in das Meer der Wollust unaufhaltsam hinein, und trank da ein süßes berauschendes Vergessen seiner Pflichten.

Ganze reiche Provinzen wurden ausgeplündert, um die Palläste des Kaisers zu füllen; Armuth und Elend bedeckten weite Länder, und seine Gärten waren dennoch seinen ausschweifenden Wünschen nicht wollüstig genug. Die reitzendsten Jungfrauen trieb der Befehl des jungen Monarchen aus den väterlichen keuschen Hütten in die wollüstigen Harems seiner Palläste zusammen. In seinen goldenen Sälen tönte die Freude allein, an jedem andern Orte jammerte das menschliche Elend. Lange trugen die geduldigen Sinesen ihr Unglück. Endlich strömte die Menge der Elenden nach der Hauptstadt, um ihren Jammer vor den kaiserlichen Thron zu bringen.

An einem Morgen öffneten sich die goldenen Thore des Pallastes. Ki, im kaiserlichen Schmuck, mit Edelgesteinen bedeckt, an dem Arme eines reitzenden Weibes, gefolgt von der Menge seiner Freunde, wollte eine Lustreise nach einem seiner Gärten machen. Er sah vor dem Pallaste die Tausende der Elenden. Was ist das? fragte er erstaunt. Wir sind deine unglücklichen Unterthanen! antworteten tausend weinende Stimmen. Was wollt ihr? Befreiung von unserm Elende!

Die Klagen rührten den weichlichen Kaiser; der Anblick des Elendes erschütterte seine Seele. Er kehrte in seinen Pallast zitternd zurück; er warf sich mit finsterm Blick auf einen Sofa. Ihr Anblick macht mich elend! rief er. Höre sie nicht an! sagte die Stimme der Schmeichelei; verschließ die Thüren deines Pallastes, daß das Elend nicht deine Freuden vergiftet.

Der öffentliche Ausrufer verbot den Elenden, die Thüren des kaiserlichen Pallastes zu berühren. Die Thore wurden verschlossen, und der Monarch schwelgte. Allein das Verbot hielt die gedrückten Unglücklichen nicht mehr zurück.

Trat Ki ans Fenster, so sah er seine unglücklichen Unterthanen im dichten Gedränge seinen Pallast umringen, und der Schall ihrer Klagen verfolgte ihn durch jede Oeffnung, bis in den innersten Aufenthalt seiner Wollust.

Elende Sklaven! rief er, ihr seid elend; allein ich will es nicht mit euch seyn! und er ließ sich einen Pallast ohne Fenster bauen. Tausend Laternen schufen einen wollüstigen Tag in den finstern Mauern des Pallastes. Die Wollust, die Freude, das Lachen schlugen ihre Wohnung hier auf, und keine Klage störte mehr den glücklichen Ki in seinem Genusse. So lebte er fünf Jahre, und die Klage seiner Unterthanen tönte vergebens gegen die todten Mauern des Hauses der Freude.

Fünf Jahre hindurch hatten die Sinesen sich begnügt, über die Härte des Monarchen zu klagen; täglich wurden die Klagen lauter, dann bittere Vorwürfe, dann wilde Verwünschungen. Eines Tages sammelte sich das Volk um den Pallast. Ein kühner Kopf trat unter die Menge; er foderte Rache für das lange Elend. Feuer ergoß sich von seinen Lippen in

die Herzen des Volks. Mit wildem Grimme stürzen die Aufrührer in die Gärten; die Thore des Pallastes wurden aufgesprengt, die Thüren der Zimmer erbrochen, und ein Dolchstoß traf das Herz des Kaisers, wie er es eben an den wollüstigen Busen eines Mädchens drückte. Alle Einwohner des Pallastes traf das rächende Schwerdt der Empörung; der Pallast wurde zerstört, und das Volk beschloß, allemahl diesen Tag der allgemeinen Erlösung, den funfzehnten des ersten Monats im Jahr, feierlich zu begehen, und ihn das Fest der Laternen zu benennen.

Das ist die Sage der Sinesen von der Entstehung dieses allgemeinen und feierlichen Festes. Man hängt nun bei diesem Feste in den Häusern und auf den Gassen eine ganz unglaubliche Menge Laternen auf. Die Laternen der Reichen sind außerordentlich kostbar. Manche Familien sparen das ganze Jahr durch, um nur diesen Tag recht feierlich begehen zu können. Die Laternen sind gemahlt, vergoldet, und mit Seide überzogen. Einige Laternen sind so groß, als unsere größten Zim-

mer. In einer solchen Laterne ißt und schläft eine ganze Familie; man nimmt Besuche darin an, man führt Komödieen und Ballette darin auf. Eine solche Laterne ist ein großes Zelt von durchölter Seide, dessen Wände mit einer ungeheuern Menge Lampen und Lichtern erhellt sind. In diesen Laternen nun spielen Puppen, deren Schatten sich an die durchsichtige Wand mahlen, Komödieen, und diese Erfindung hat dem hier bekannten Schauspiele den Namen Sinesische Schatten gegeben. Pecking, die Hauptstadt dieses Landes, soll an diesem Tage einen unbeschreiblich reitzenden Anblick mit seinen Millionen Laternen gewähren. Große Feuerwerke und ungeheuere Schauspiele beschließen das Fest, und feiern noch einmal den Tag der Ermordung des wollüstigen Kaisers in seiner Laterne.

* * *

Ti-Siang verherrlichte einmal mit dem schönsten und menschlichsten Triumphzuge das Laternenfest. Die Tatarn fielen Sina an; Ti-Siang schlug sie in drei Hauptschlachten, und

kehrte nun, wiederum der wohlthätige Vater seines Landes, nach Pecking zurück. Pecking strömte dem Kaiser entgegen, den großen Triumphzug zu sehen: und der Monarch kam nur von zwei Mandarinen, seinen Freunden, begleitet, in Pecking an. Das Volk murrte laut über seine vereitelte Hoffnung, den Triumphwagen des Monarchen und einen langen Zug der Gefangenen und den Wagen voll Beute anzustarren. Des Volkes Klage kam zu den Ohren des Kaisers; und er versicherte sein geliebtes Volk, daß er ihnen am nächsten Laternenfeste eins der herrlichsten Siegsschauspiele geben wollte.

Mit welcher Ungeduld harrte nicht Pecking auf diesen großen Tag! Er erschien endlich. Mit dem ersten Strahle der Sonne war der freie Platz vor des Kaisers Pallaste mit unzähligen Menschen bedeckt, die alle mit stieren Augen, mit pochender Brust, mit ängstlicher Erwartung dem Schauspiele entgegen harrten. Der Abend erschien, ohne daß man eine Anstalt zu der Feier machen sah. Die Ungeduld stieg. Die Laterne mit den zehntausend Lampen war noch nicht

angezündet, die Feuerwerke auf den Wällen und in den kaiserlichen Gärten brannten noch nicht. Laut und murrend foderte das Volk das versprochene Schauspiel.

Auf einmal flogen die Thore des Pallastes auf: der Kaiser trat hervor, einfach gekleidet, hinter ihm alle Krüppel, Blinde und Fremde der Stadt, in neuen Kleidern, und in ihren Händen Geld zu den Bedürfnissen des ganzen Jahrs. Das Volk sah, war befremdet, und segnete zuletzt die Weisheit und Güte des guten Ti-Siang.

* * *

Eine himmlische Fete wollen wir am Geburtstage unsers guten Königs geben! riefen einige junge, reiche und stolze Engländer; eine göttliche Fete, Morington! hörst du? — Morington lächelte und versprach. Man konnte sich auf Moringtons Geschmack verlassen; man gab ihm unbedingten Auftrag und eine ungeheure Summe.

Die Taverne wurde zu dem Feste bestellt; die Stunde der Zusammenkunft war bestimmt. Ein göttliches Fest, Morington! riefen noch

einmal Alle, und Morington sagte: verlaßt euch auf mich!

Der Tag erschien: die Gesellschaft kam zusammen, man fand den Saal schlecht erleuchtet, und noch schlechtere Anstalten zu einem Abendessen.

Morington! was ist das? und Morington sagte kalt: ihr wolltet doch eine göttliche Fete? hier ist sie! Er öffnete ein Nebenzimmer, und man sah zehn ehrliche Bürger Londons, mit ihren Weibern und Kindern, an einem langen Tische essend: Morington hatte sie für die Summe, welche zum Feste bestimmt war, aus dem Fleet losgekauft, und das Uebrige hatte er unter sie zum Ankauf des Handwerkzeugs vertheilt.

Ihr wolltet eine göttliche, eine himmlische Fete, sagte Morington seinen Freunden, die ihn befremdet betrachteten. Das ist eine! so schmaußt Gott alle Tage im Himmel. Er erklärte ihnen nun den Handel. Man lachte, man setzte sich zwischen die ehrlichen Handwerker, man aß zwei Schüsseln, man trank mäßig, und die Thränen der Geretteten, ihr dankbares

Stammeln, die Freude ihrer Familien, machten das Mahl zu einem Feste. Beim Weggehen versicherte man Morington, daß er wahrlich für eine göttliche Fete gesorgt habe, und subskribirte auf den künftigen Geburtstag zu einer gleichen Fete eine gleiche Summe.

X.

Ueber öffentliche Lustbarkeiten.

Das häusliche Leben der alten Völker der Erde war so einfach, so sehr häuslich; die Stunden des Tages für bürgerliche und Haushaltungsgeschäfte so eingetheilt, und der Geist der Freiheit und des Vaterlandes gab so wenig die Zersplitterung der Bürger in einzelnen Gesellschaften zu, daß sie unsere Art, gesellig zu leben, kaum ahnen konnten. So wie das Vaterland gemeinschaftlich war, so mußten es auch die Lustbarkeiten seyn: Lustbarkeiten, für deren Pracht, für deren Majestät, und für deren Wirkung auf eine ganze Nazion wir keinen Begriff haben.

Was wir öffentliche Lustbarkeiten nennen, war es ihnen nicht. Eine Schlittenfahrt des Hofes, in Bauern verkleidet, mag ihren Spaß für den Theilhaber und Zuschauer haben, und

die Folge ist — der Neid der andern Volksklassen, die keinen Theil daran nehmen dürfen. Bei ihnen war jede Lustbarkeit eine wahre Volkslustbarkeit, woran auch der Allergeringste in der Nazion seinen wirklichen oder auch eingebildeten Theil hatte; etwa kein Einfall, den die Zeit, oder das Wetter, oder wol gar die Langeweile, oder das Daseyn eines bedeutenden Fremden veranlaßte: nein, der Fremde konnte gar keinen Theil daran nehmen, weil das Fest eine große Volksbegebenheit feierte, die für ihn entweder gar kein, oder ein widriges Interesse hatte.

Aus eben diesen Gründen können bei uns die öffentlichen Lustbarkeiten von der Bedeutung nicht seyn, wie bei den Alten: jede Volksklasse hat sein Interesse für sich, und so auch seine Vergnügungen; jeder ergötzt sich, wie er kann und mag, und so haben sich die oft langweiligen, frostigen Freuden der Gesellschaft erzeugt, und die öffentlichen Lustbarkeiten müssen natürlich immer mehr und mehr aufhören, öffentlich zu seyn.

Es giebt Enthusiasten genug, welche die

Erneuerung der Volksvergnügungen, so wie sie die Alten hatten, anrathen; meiner Meinung nach, machte die Bedeutung des Festes, der Volksgeist, das Gefühl, diese Feste zu dem, was sie waren.

Man denke sich die olympischen Spiele mitten in Deutschland: aus dem ganzen Reiche fließt nach Leipzig die Menge der Tausende zusammen, geputzte Damen und Herren, und wozu? um ein Dutzend nackte Kerle sich mit einander herumbalgen, nach einer Säule laufen und nach einem Ziele mit Steinen werfen zu sehen. Eine erbauliche Lustbarkeit! — Das müssen Griechen seyn! das muß Olympia seyn! da hat Alles Bedeutung und Interesse! da jauchzt ein ganzes Volk, weil der Sieger aus seiner Mitte ist! — Ein römischer Triumph wäre in Deutschland nichts als eine Farce, bei der man nichts weiter als die Kleidungen und die Epuipagen schön finden würde.

So hatten alle übrige Vergnügungen der Alten ihr eigenes Interesse, das ihnen ganz neue Ansichten gab. Ihr Schauspiel ist uns geblieben; das einzige von ihrem Vergnügen,

das alle neue Nazionen kennen und lieben. Allein welch ein Unterschied dennoch? — bei ihnen stach das Volk immer vor! große Volksbegebenheiten auf ihren Schaubühnen, weil diese ihnen interessant waren; bei uns eine Intrigue aus einer Familie, ein Liebeshandel, der sich mit einer Heirath, oder mit dem Tode schließt.

Man hat zwar vaterländische Begebenheiten auf die Bühne gehoben, allein es ist eine Verwechselung der Begriffe, wenn man Patriotismus als die Ursache angiebt, warum man sie gern sieht. Die fremden Kleider, der Prunk, der Trompetenschall blendet, und die Liebeshändel interessiren: Johann von Schwaben könnte auch Johann von Peru heißen, und statt der Rüstungen, könnten die Schauspieler in sinesischem Kostum auftreten; der Beifall würde noch größer seyn.

Die Liebe zu den Rittergeschichten und zu den großen Schauspielen ist mehr ein Zeuge eines verdorbenen Geschmacks, als Liebe zum Vaterlande; so viele Stimmen sich auch zum Lobe dieser bizarren Arbeiten erheben mögen.

Die Schauspiele sind aber unter uns dennoch die öffentlichen Vergnügungen, welche eine große Wirkung auf die Sitten einer Nazion haben könnten.

Indeß hat fast jede Nazion in Europa eine öffentliche Volksbelustigung übrig behalten, die theils tief in dem Charakter der Nazion gegründet ist, theils lächerliche Ueberbleibsel eines alten Nazionalgeistes sind. In unserm Vaterlande haben alle öffentliche Volksbelustigungen aufgehört, man müßte denn das Scheibenschießen, die Belustigungen des Landvolks zu verschiedenen Zeiten, dahin rechnen wollen; allein sie sind von einem zu kleinen Umfange, als daß sie einer genauern Betrachtung werth wären. Die Schützengesellschaften sind Ueberbleibsel der wilden Ritterzeiten und der ewigen Kriege, eine Art von Revüe der Stadtsoldaten. Die einzige Volksbelustigung wären wol die öffentlichen Hinrichtungen, und die Freude des Pöbels dabei beweis't wenigstens die Neigung aller Menschen zu lebhaften Erschütterungen ihrer Empfindungen. Deutschland ist in zu viele, für sich bestehende, kleine Staaten abge-

sondert, und an Sitten, Regierung, Gesetzen, und Volksgeiste zu sehr verschieden, als daß sich allgemeine Volkslustbarkeiten hätten erhalten können, wie bei andern Völkern.

Aus einem andern Grunde ist es auch so mit Frankreich: die kleinern Gesellschaften, der Zusammenfluß der Nazion nach der Hauptstadt, die Politur der Nazion, zerstörte alle öffentliche Volksbelustigungen.

In Spanien erhielt sich der Rittergeist lange, und ist nie ganz erloschen; die spanische Etiquette und das Stiergefecht sind noch Ueberbleibsel davon. Die allergewaltsamste Leidenschaft eines Spielers ist nichts gegen die Leidenschaft der Spanier für diese Stiergefechte. Wird in einer großen Stadt in Spanien ein Stiergefecht gefeiert, so verlassen, funfzehn Meilen in die Runde, Alte und Junge, Weiber und Männer, Greise und Kinder, Kranke und Gesunde die Dörfer, und ziehen zur Stadt. In Sevilla, wo das größte Stiergefecht gefeiert wird, sind gewöhnlich an dem Tage des Gefechts dreißig tausend Fremde. Eine sechs Fuß hohe Mauer schließt den großen Kampfplatz ein, hie

und wieder sind nur Oeffnungen, die kaum einen Menschen durchlassen; durch diese Oeffnungen retten sich diejenigen, welche dem wüthenden Stiere nicht anders entgehen können. Es ist aber eine Schande, zu entfliehen, und selten wird ein Spanier diesen Ausgang gebrauchen. Rund um diese hölzerne Mauer her sind Sitze für vierzig tausend Menschen in die Höhe gebaut, und in der Mitte ist die Loge für die Oberaufseher des Gefechts, unter der die Behältnisse der wilden Stiere sich befinden. Seitwärts von der Loge der Oberaufseher befinden sich die Logen der Vornehmen und der Damen.

Der Platz ist fertig, und endlich erscheint denn auch der lange erwünschte, der merkwürdige Tag. Um zwei Uhr Morgens ziehen zwanzig tausend Menschen zwei Meilen den Stieren entgegen, die sehr friedlich hinter einigen zahmen Kühen einhergehen, die man zu ihrer Lockung gebraucht. Die Stiere erscheinen, und das Gejauchze der Tausende empfängt sie, und mit diesem Gejauchze sind auch schon junge Herren, Dilettanten in diesem gefährlichen Spiele, da, welche die Stiere mit ihren Lanzen verwunden,

und Gefahr laufen, von den Stieren aufgespießt zu werden. Junge Edelleute vom Range können hier den Spanier nicht verläugnen: sie necken den Stier, springen bei ihrem Stoße bei Seite, und lassen den Stier unter ihrem Mantel weglaufen; und diese Geschicklichkeit begleitet allemal ein wüthendes Lobgeschrei der Zuschauer, besonders aber der Zuschauerinnen, die gegen einen solchen jungen Spanier nicht mehr strenge zu seyn vermögen. Man hat in Spanien ein Sprichwort, das man von einem sehr kalten Mädchen gebraucht: sie kann einen Mann mit einem Stiere kämpfen sehen, ohne gerührt zu werden!

Während deß haben sich die Logen mit den schönsten Damen, und der Platz mit Stutzern, welche die Damen lorgnettiren, gefüllt. Mit dem Schlag zehn marschieren vier hundert Soldaten zu Pferde und zu Fuß auf den innern Platz, und die Stutzer müssen den Platz verlassen, und die Sitze sind nun alle voll. Die Garde geht vor die Loge der Oberaufseher und salutirt, und rückt an ihre Plätze, an die kleinen Ausgänge in der hölzernen Mauer, rund um den Platz.

Dann folgen die Stierritter (Taureadors), hinter jedem vier Fahnenträger, dann drei Lanzenträger zu Pferde; jeder macht vor der Loge der Oberaufseher eine tiefe Verbeugung; dann die Maulthiertreiber, die den todten Stier mit Maulthieren wegschleppen. Alles zieht in feierlicher Stille über den Platz weg. Während deß bereitet, in einer zur Feier des großen Tages gehörigen Kapelle, ein Priester die Sakramente, die letzte Oelung. Trompeten und Pauken! die Ritter gehen, die Hand auf der Hüfte, mit spanischer Größe im Hintergrunde des Platzes auf und nieder, und die Lanzenträger stellen sich fünf Schritte von der Gitterthüre, die den Stier, den der Pöbel unaufhörlich neckt, und mit Lanzenstichen wüthend macht, einschließt. Die drei Lanzenträger sind die geschicktesten Reiter; sie stehen längs der Wand hinter einander, fünf Schritte aus einander. Jetzt giebt der Oberaufseher ein Zeichen: die Thüre fliegt auf, und der wüthende Stier stürzt hervor, und sogleich auf den ersten Lanzenträger zu. Ein Stoß mit der Lanze empfängt ihn; er springt auf den zweiten ein,

und ein neuer Lanzenstoß treibt ihn auf den dritten, während der erste schon um den Stier weg, und hinter seinen dritten Gefährten gejagt ist, um den vierten Anfall des Stiers abzutreiben, und ihn einem neuen Lanzenstoße des zweiten zu übergeben. So treiben diese drei Männer, immer abwechselnd, immer in Bewegung, den Stier um den ganzen Platz her, ohne daß es ihm, als nur selten, gelänge, ein Pferd sammt dem Reiter über den Haufen zu werfen. Geschieht das, so springt das Pferd wieder auf; der Reiter ist im Sattel, und das vorige Spiel hebt so schnell wieder an, daß man den Fall nur für eine falsche Idee der Seele halten sollte. Das wüthende Geschrei des Volks, das den Stier begleitet, die Wunden, die er oft zu hunderten empfängt, und die nicht tief sind, haben nun seine Wuth in eine Raserei verwandelt, und so erhalten ihn die Fahnenträger. Er brüllt, er schäumt, er tobt, er bohrt mit seinen Hörnern in den Boden, und jetzt eilen um die Wette diese Fahnenträger mit ihren Stöckchen, woran hinten ein scharfer Haken ist, und die vorn mit Bän-

dern, mit Knittergold behängt sind, herzu, und haken dem wüthenden Stiere diese geräuschvollen Fahnen mit den Haken in den Hals. Nicht von hinten, sondern immer von vorn. Es wäre eine ewige Schande für jeden Spanier, wenn er den Stier nur von hinten mit der Hand berührte. Hat man ihm zwanzig von diesen Fahnen in den Hals gehakt, so ist seine Wuth über alle Gränzen, über alle Vorstellung.

Jetzt winkt der Oberaufseher mit dem Schnupftuche, und der Stierritter tritt herzu, in der rechten Hand sein Schwerdt und in der linken ein Stück Zeug. Die Fahnenträger entfernen sich, und der Ritter (Matador) zieht den wüthenden Stier durch ein lautes Geschrei auf sich. Der Stier wendet sich, der Ritter weht mit dem Zeuge, der Stier stürzt sich auf den Ritter los, und nun empfängt er den tödtlichen Streich von der Hand des Ritters, und wieder von vorn. Der Stier stürzt nieder; sein Sieger verbeugt sich gegen die Gesellschaft, empfängt den Preis des Sieges, die festgesetzte Summe, ein lautes Geschrei des Volks; die

Maulthiere schleppen den todten Stier weg, und ein neuer Stier fliegt wieder auf die Lanzenträger ein.

Der letzte Stier gehört den Liebhabern dieser edeln Kunst. Sobald er kommen soll, sind alle Logen leer; tausende sind auf dem Platze, um ihn zu empfangen und zu tödten.

Sehen Sie da eine sehr genaue Beschreibung dieser grausamen Volksbelustigung der Spanier. Man kann sich leicht vorstellen, daß dieses Spiel oft sehr traurig abläuft, aber doch nicht so oft, als man denken sollte. Der Lanzenträger muß den Stier in die Schulter treffen, wenn er ihn verlassen und auf den zweiten Reiter, der hinter ihm hält, losgehen soll. Zuweilen ist der Stier auch so listig, daß er die Lanze vermeidet, oder sie zerbricht, und dann Gnade Gott dem Reiter und dem Pferde! Das Pferd flieht im gestrecktesten Galopp, allein vergeblich; der Stier eilt ihm vor, und oft faßt er das Pferd mit den Hörnern, und wirft es sammt dem Reiter in die Luft.

Einige Stiere fliehen vor den Pferden, und suchen die Menschen zu treffen, und ein solcher

gefährlicher Stier ist zum küssen. Dann versammelt sich Alles: Ritter, Fahnenträger, Lanzenträger; Alles folgt ihm. Der schreit ihm ins Ohr, und zieht seine Wuth auf sich, und läßt ihn unter seinem Mantel durchlaufen; der wirft ihn mit seinem Hute, der mit seinem Tuche, und erschöpfen so seine Kräfte. Zuweilen sucht sich ein Stier einen Menschen aus, den er allein verfolgt; man sucht ihn durch Geschrei, durch Hinhaltung eines Tuchs von diesem abzuziehen, und manchmal vergeblich. Niemand, wie schon gesagt, darf ihn von hinten zu angreifen, auch unter keiner Bedingung.

Indeß so selten auch große Unglücksfälle bei diesem gefährlichen Spiele geschehen, so wenig berühmte Matadors sind doch bei den häufigen Theilnahmen an diesem Spiele davon gekommen.

Mitten unter diesen wahrlich ernsthaften Scenen kommen denn auch sehr lächerliche vor. Man setzt einen Tisch auf den Platz, verschiedene lächerlich gekleidete Herren und Damen kommen auf den Platz, setzen sich um den Tisch her und frühstücken. Der Stier fliegt

auf die Gesellschaft ein, wirft Tisch, Stühle und Gesellschaft über den Haufen. Unter der Gesellschaft hat man auch Puppen von Leder mit Wind gefüllt, mit Blei unter den Füßen, so daß sie immer aufrecht stehen. Der Stier faßt eine solche Puppe, wirft sie in die Höhe. Sie kommt wieder auf die Beine zu stehen. Der Stier wird noch wüthender. Er schleudert aufs neue den Windmann in die Höhe, und dieser steht wieder vor dem Stiere lebend da, und oft wüthet er eine halbe Stunde hinter einer solchen Windpuppe her, zu großem Vergnügen und Gelächter der windigen Herren in den Logen.

Auch rammelt man wohl einen Pfahl mitten auf dem Kampfplatze ein, an dem ein Affe mit einer ziemlich langen Kette befestigt ist. Der Stier geht in seiner Wuth auf den Pfahl los, der Affe springt ihm auf den Rücken, und man lacht. Auch führt man einen Triumphwagen auf die Bahn. Der Stier tödtet das Pferd, zertrümmert den Wagen, und die lächerlich gekleideten Personen, die auf dem Wagen sitzen, retten sich, wie sie können.

Ist das Spiel endlich zum Ende, so wird eine feierliche Messe gehalten. In Spanien endigt sich Alles mit einer Messe, wie in Deutschland Alles mit einer Gasterei.

Wer sieht hier nicht die Ueberbleibsel jenes sonderbaren heroischen Chevallerie-Geistes, verbunden mit einer Grausamkeit, welche Aberglauben, Stolz und Unwissenheit immer geben? Ein wahres Nebenstück zu diesem Stiergefechte sind die geistlichen Auto-da-fe's, ein Schauspiel, das an Grausamkeit das erste bei weitem übertrifft, und das von den Spaniern beinahe eben so leidenschaftlich geliebt wird, als diese Stiergefechte.

Was in dem heroischen Spanien das Stiergefecht ist, das ist unter den mißtrauischen ungeselligen Italiänern das Karnaval. Besonders sind für diese Volksbelustigung zwei Städte in Italien berühmt, nehmlich Venedig und Rom.

Tausende von Menschen in schwarze Mäntel gehüllt und mit weißen Masken vor den Gesichtern, im Ridotto versammelt; unter ihnen Menschen aus allen Ständen, die alle im Ridotto spielen, auf dem Markusplatze spatzie-

ren gehen, in Gondeln die Kanäle auf- und niederfahren; auf dem Markusplatze ein Haufen Marktschreier, die Taschenspielerkünste treiben, wahrsagen u. s. w.; ein Matrose, der auf einem Seile von der Galleere im Hafen bis an den Markusthurm in die Höhe klettert, ein Pistol losfeiert; eine Prozession auf erleuchteten Gondeln; drei oder vier Stiere, denen man den Kopf abhauet, und welche einen gefangenen Erzbischof und zwölf Domherren vorstellen; eine Pyramide von Menschen, die sich einander auf die Schultern treten; und endlich ein Feuerwerk, sind alle die Herrlichkeiten des Venediger Karnavals.

Das römische Karnaval soll unterhaltender seyn. Alles ist in Maske und Domino; die römischen Damen in ihrem höchsten Staate, wie mit Brillanten besäet, entweder an den Fenstern oder in ganz offenen Wagen im Korso. Hier laufen ganze Maskeraden umher, die oft sehr witzige Einfälle enthalten sollen. Gestalten und Verkleidungen von aller Art, die oft großes Lachen erregen. Im Korso fahren beständig zwei Reihen Wagen langsam auf und

nieder, voll von den schönsten Damen; man bewirft sich mit Kreide oder Bonbons, und sucht besonders die schwarzen Kleidungen mit weißen Flecken zu bemahlen; vor den Häusern sitzen Tausende; die Fenster, die Balkons sind voll; eine Gerichtsperson, den Hut unter dem Arm, reitet mit seinen Sbirren den Korso auf und nieder, bis auf den Augenblick, da die Pferde ihr Wettrennen anstellen sollen. Er reitet noch einmal durch den Korso, den Hut auf dem Kopfe. Die Straße ist gedrängt voll Pöbel. Die Pferde stehen hinter einem vorgezogenen Seile. Ein Kanonenschuß: das Seil fällt; die Pferde fliegen dahin; man sieht es an einer schwankenden Bewegung des Volks, das weicht und hinten zuschließt. Eine Todtenstille, dann ein unaufhörliches Geschrei verkündigt das Ende des Laufs. Nun illuminirt man die Fenster und die Balkons. Alles läuft im Korso mit Lichtern auf und nieder; man trägt sie auf dem Kopfe, in den Händen auf Stäben, eins und mehrere; geht, kommt, stößt sich, läuft, steht, schreit; ein Chaos ohne Ende, ein fürchterlicher Lärmen, der für den Zu-

schauer vielleicht unterhaltend genug seyn kann, aber für den, der in dem Getümmel gedrängt sich befindet, keinen andern Reitz vielleicht haben mag, als das Gefühl der so seltenen Geselligkeit, und eines allgemeinen Vergnügens, das nur allein in Italien die Maske erlaubt.

Der Römer besonders lebt überall wenig gesellig. Eine Gasterei ist in Rom eine Seltenheit unter den Vornehmern. Sogar haben viele Familien die Gewohnheit, sich von ihrem Haushofmeister für so und so viel die Mahlzeit, speisen zu lassen. Es kann ein ganzes Jahr hingehen, ohne daß in Rom von einem Römer eine Gasterei gegeben wird. Die Geburt eines Kindes, eine Hochzeit, die Durchreise eines Fremden, den man achten muß, können das nur möglich machen; dann aber ist's eine fürstliche Fete, von der man ein halbes Jahr vorher und nachher redet.

Sie gehen in Gesellschaften, ohne gesellig zu seyn; da sitzen drei, dort drei, die mit einander flüstern; die Konversazion wird selten allgemein; daher trifft man in so vielen Gesellschaften in Rom nichts als Musik.

Diese Ungeselligkeit hat auch in Italien die Cicisbeo's hervorgebracht. Die Frau hat keine Beschäftigung, und weiß sich nicht zu beschäftigen; wenig Gesellschaft, und in der Gesellschaft Langeweile. Der Mann hat zu thun. Was macht die arme Frau? — Sie muß doch einen Gesellschafter, einen Vertrauten, Einen haben, mit dem sie im Schauspiel, im Konzert, in den Assembleen und in der Kirche plaudert; sonst müßte sie ja wahrhaftig lernen sich zu beschäftigen, und wer hat dazu jetzt Zeit?

Daß ihnen also die Zeit des Karnavals, die vielleicht uns fade seyn würde, als die schönste Zeit des Jahrs vorkömmt, mögen wir ihnen leicht gönnen; wir, die wir alle Tage Karnaval spielen, ohne je eine Maske vorzuthun.

Die englischen Lustbarkeiten: ihre Wettrennen der Pferde, ihre Hahnenkämpfe sind weniger grausam wie die Stiergefechte der Spanier; allein noch grausam genug, um einem menschlich fühlenden Herzen zu mißfallen, besonders wenn man diese Spiele neben die Vergnügungen der Gebirgsschweitzer stellt.

Natur, sagt ein berühmter Reisender von der Schweitz, hier hab' ich dich allein gefunden; Mensch, wie du aus den Händen der Natur kamst, so bist du allein auf der Erde hier! — Hier sitz' ich den Tag durch, und labe mich an dem Anblicke der Natur und ihrer Kinder, der Bewohner von Haßly. Hier sitze ich; vor mir habe ich die Bewohner aller umliegenden Hütten; dort sitzen die Weiber mit ihren Kindern am Busen, oder auf den Knieen, und singen ihre fröhlichen Lieder, die ihnen das zufriedene Herz eingiebt; dort schieben die Männer Kegel, Fröhlichkeit lacht aus ihren Augen, und Stärke zeigt sich in ihrem Spiel; dort ringen die Jünglinge mit einander, und die Liebe ist ihre Richterin; ein Haufen Mädchen steht um sie her und lächelt, und scherzt den heißen Muth der Jünglinge zu Boden. O Spiele der Unschuld, o Freuden der Natur, wann werden die andern Völker dich lieben lernen, um glücklich zu seyn!

XI.

Die Neger.

Unsere Leserinnen hören wahrscheinlich jetzt sehr viel von den Negern erzählen, deren wilde Ausschweifungen und Grausamkeiten jetzt den Zucker so ungeheuer vertheuern. Die Unglücklichen haben in diesen Zeiten von mehr als Einer Seite die Menschheit interessirt. In England hat man in diesen Jahren sehr lange und sehr heftig darüber gestritten, ob man sie als Menschen oder als Lastvieh behandeln solle?

Während dieses Prozesses, den die mitleidige Menschlichkeit mit dem hartherzigen Eigennutz führte, ist dieses erbarmenswürdige Volk von verschiedenen Seiten betrachtet, bald von den Vertheidigern der Menschlichkeit bis in den Himmel erhoben, bald von den Goldsüchtigen unter die übrigen Menschen tief erniedrigt worden. Man hat sie zu einer ganz andern Menschenklasse gezählt; man hat sie für eine Ab-

art des Menschen genommen, und hat gesucht, so die Grausamkeiten zu beschönigen, unter deren Druck sie leben.

Jetzt erneuern sie aufs neue ihr Andenken unter uns durch die Grausamkeiten, die alle Beschreibung übertreffen, womit jetzt diese von den blutigen Fesseln ihrer Herren losgerissenen französischen Sklaven auf St. Domingo das Unrecht rächen, das sie Jahrhunderte haben dulden müssen.

Die Nachrichten von ihren Grausamkeiten sind schauderhaft, und geben uns den widrigsten Begriff von ihnen. Ueber hundert tausend von ihnen haben die Waffen ergriffen.

Jeder Haufen von ihnen zeichnet seine Schritte mit Blut, Feuer und Schwerdt; und ihre Fahne, die ihnen vor zieht, läßt schon die härteste Grausamkeit ahnen. Der Leichnam eines gespießten Kindes wird als Fahne vorgetragen; diesem folgen sie mit wildem blutgierigem Gejauchze, und jedes Alter, jeder Stand, jedes Geschlecht wird dieser wollüstigen Tiger doppelte Beute.

So ziehen sie von Pflanzung zu Pflanzung, und morden und verwüsten, und sengen und brennen. Selbst ihre Wohlthäter dürfen keinen Schutz hoffen. So empörten sich bei einem Pflanzer du Mossin seine Neger. Ein Neger setzte sein Messer seinem Herrn auf die Brust. Habe ich dir je Böses gethan? fragte du Mossin zitternd. Nein! aber wir haben geschworen, euch zu tödten! antwortete der Neger, und rannte das Messer seinem gütigen Herrn in die Brust.

Ein anderer gewiß sehr edler Pflanzer wurde von seinen eignen Sklaven auf der Flucht ertappt. Man sann grausam lange über die Todesart, mit der man ihn hinrichten wollte. Endlich band man ihn zwischen zwei Bretter, und sägte ihn langsam von einander.

Stellten sich die Weißen zur Wehr, so trieben die Neger die Gefangenen, Greise, Weiber und Kinder, voran, und machten aus den Leibern dieser Unschuldigen sich einen grausamen Wall gegen die Schüsse der Weißen; dann schleppte man die Verwundeten in Hütten, warf sie auf einander, zündete die Hütten an, und so

wurden die Elenden ein Raub der langsamen Flamme.

Aber die unkultivierten Neger waren nicht allein grausam, sondern auch die christlichen Spanier. Viele Weiße retteten sich in die Besitzungen der Spanier auf St. Domingo. Die Spanier lieferten sie den Negern zum Morden Stück für Stück für vier und vierzig Thaler aus, und der spanische Gouverneur sagte lächelnd: ihr Franzosen verdient es nicht besser; denn ihr habt keinen König und keine Religion.

Wenn man aber bedenkt, daß diese grausamen Wüthriche seit Jahren der Freiheit beraubt, unter den härtesten Arbeiten haben seufzen müssen; so wird man geneigt, nicht sie zu entschuldigen, sondern die Zeiten zu wünschen, da kein Mensch mehr einen Herrn hat, an dem er lange erduldete Leiden rächen dürfte.

Wehe den Menschen, die andere Menschen so weit treiben, daß sie in wilder Freude über eine solche Rache jauchzen müssen! So widrig nun auch das Bild ist, das eben jetzt von dem Neger entworfen ist, so kennt man doch Züge von diesem Volke, welche beweisen, daß diese wil-

de unmenschliche Grausamkeit kein natürlicher Zug in dem Charakter der Neger ist.

Der Abt Raynal hat uns eine Anekdote aufbehalten, welche einen mildern Schein auf dieses jetzt so blutgierige Volk wirft.

Zu St. Christoph wurde ein Neger mit dem Sohne seines Herrn gemeinschaftlich erzogen. Die Kenntnisse, die Quazy, der Negerknabe, durch diese Erziehung erhielt, hob ihn weit über die übrigen Neger. Wie beide Knaben erwachsen waren, so machte Quazy's jetziger Herr, ehemals sein Gespiele, ihn zu dem Aufseher der übrigen Negersklaven, und Quazy nahm sich in seiner Würde so gut, daß er das Vertrauen seines Herrn völlig zu verdienen schien.

Zwar hatte die ehemalige Vertraulichkeit der beiden Knaben aufgehört, Quazy war Sklav und der Herr war der Herr; allein doch noch immer zeichnete eine gewisse Achtung des Herrn den Quazy aus, und diese Achtung war des Sklaven Stolz.

Einmal hatte es den Anschein, als ob Quazy ein Versehn begangen hätte; der Herr ta-

delte den Sklaven, und Quazy behauptete, daß er unschuldig wäre. Der eifersüchtige Herr, ohne sich näher auf eine Untersuchung einzulassen, verdammte den ehrgeitzigen Sklaven zu der entehrenden Strafe der Peitsche.

Quazy fühlte zum erstenmal seine Sklaverei, und er hatte nicht den Muth, sie zu dulden. Er beschloß, die Nacht der Strafe zu entfliehen. Unglücklicherweise traf ihn sein Herr auf der Flucht.

Er ergriff ihn, und Quazy wollte sich losreißen. Beide beinahe von gleicher Stärke rangen lange mit einander, bis endlich Quazy seinen Herrn zu Boden warf.

Schweig! rief Quazy ergrimmt seinem Herrn zu und setzte ihm einen Dolch auf die Brust, schweig und höre mich an! Ich bin mit dir erzogen! deine Freuden waren die meinigen, dein Vortheil ist bis jetzt immer der meinige gewesen. Ich bin unschuldig an dem Fehler, dessen man mich anklagst, und wäre ich schuldig gewesen, so hättest du, mein ehemaliger Spielgefährte, mir verzeihen sollen. Ich will die Schande nicht tragen, von dir be-

straft und so bestraft zu werden. Ich könnte mich rächen; aber du bist mein Herr und ich liebe dich.

Das sprach er, und nun rannte er den Dolch sich selbst in die Brust und bespritzte seinen tyrannischen Herrn mit seinem Blute, der es zu spät bereuete, sich selbst eines Freundes beraubt zu haben, der lieber selbst starb, als ihn tödten wollte.

Noch eine rührendere Begebenheit erzählt der Abbe' Raynal von einem Paar dieser Sklaven. An den Ufern des Senegal lebten Salak und Kosro, zwei Negerknaben; ihre Kinderspiele knüpften sie früh an einander, sie trennten sich nicht mehr; Salak schlief entweder in Kosro's Hütte, oder Kosro bei Salak.

Ein englisches Schiff landet. Kosro's Eltern gehen an den Strand, und tauschen für Vieh Kleinigkeiten, besonders Branntwein. Man trinkt; die unglückliche Flasche ist geleert, und die wilde Begierde durch den Genuß noch mehr entflammt. Der Vater ergreift den Knaben, vertauscht ihn gegen dieses Gift der Europäer, und kehrt nun froh mit einigen Flaschen dieses

Getränkes und einem kostbaren Beile in seine Hütte zurück.

Wo ist Kosro? frägt Salak; auf dem Schiffe der Weißen! antwortet Kosro's Vater, und Salak, ohne sich zu besinnen, läuft an den Strand, verhandelt sich selbst dem Engländer, mit der Bedingung, ihn bei Kosro zu lassen.

Der Schiffer nimmt lächelnd das Opfer der Freundschaft an Bord. Salak stürzt in Kosro's Arme. Hier bin ich, Kosro! — Das habe ich gleich gedacht, Salak! Sie umarmen sich, sie benetzen sich mit Freudenthränen, mit Thränen des Kummers; die Bewegungen sind so rührend, daß sie selbst den harten Kaufmann erschüttern. Er gelobt es sich, die beiden Freunde nicht zu trennen, und Salak und Kosro kommen in St. Christoph an.

Der Schiffer war selbst Pflanzer auf der Insel; er behielt sie auf seiner Baumwollenplantage, und erleichterte ihnen die Lasten der Sklaverei so viel wie möglich. Die Arbeit wurde Beiden leicht; denn Salak eilte fertig zu seyn, um dem Kosro zu helfen, und Kosro that eben das. Dann lagen sie im Schatten

der Baumwollenstauden, und Salak fragte Kosro, ob er müde sey, und Kosro lächelte: nein, weil ihm Salak sonst bittere Vorwürfe gemacht haben würde.

Die beiden freundschaftlichen Seelen zogen endlich die Augen der umwohnenden Engländer auf sich; man nannte sie die schwarzen Freunde, und jedes gefühlvolle Herz nahm Theil an ihrem Geschick und erleichterte es ihnen.

Das Gefühl der Freundschaft veredelte bald ihre andern Gefühle, und ein Jahr war hinreichend, um ihnen von Allen, die sie kannten, den Namen der edeln Schwarzen zu verschaffen. Sie arbeiteten neben einander, sie schliefen neben einander, ihr Unglück zog ihre Bande der Freundschaft noch enger zusammen; sie liebten sich über alles.

Salak, wenn unser Herr je einen von uns Beiden verkaufen wollte? —

Uns trennen, Kosro? das kann er nicht! Sieh her! Er zog einen Dolch aus dem Busen, und zeigte ihn Kosro.

Kosro umarmte Salak, und zeigte ihm ebenfalls einen Dolch, den er zu diesem Behufe

bei sich führte. Laß uns ruhig seyn, selbst der Tod kann uns nicht scheiden! sagte Kosro; dein letzter Augenblick ist auch der meinige!

Eines Tages ging Kosro mit seinem Herrn in den Hafen; ein Schiff voll neuer Schlachtopfer war angekommen, und der beiden Freunde Herr bedurfte eine Sklavin. Er kaufte Imanha, und übergab sie Kosro, sie nach der Pflanzung zu führen.

Imanha sinkt unter einen Platanus, und Kosro tröstet das schluchzende Mädchen. Schöner war nie eine Negerin gewesen, als diese. Kosro betrachtet sie, und trinkt langsam das Gift der Liebe in sein Herz. Da saß sie und bedeckte die großen brennenden Augen mit ihren Händen; dann hob sie dieselben empor, und flehte Mitleiden von Kosro, der statt Mitleid ihr seine Entzückungen zeigte. Er sinkt zu Imanha's Füßen, benetzt sie mit seinen Thränen, und schwört ihr, für sie zu arbeiten, für sie zu leben, für sie zu sterben.

Zum erstenmal ist Salak vergessen, zum erstenmal zögert Kosro auf dem Wege nach Hause, da Salaks Umarmungen auf ihn warten.

Endlich bringt er Imanha in die Hütte der Sklavinnen; lange noch steht er vor der Hütte, und betrachtet sie, bis ihn die Stimme Salaks: Kosro, bist du wieder da? aus seinen Träumen aufruft.

Er fliegt in Salaks Arme; allein weniger warm als sonst. Sie strecken sich Beide auf ihr Lager, und Kosro ruft heute nicht Einmal: gute Nacht! das er sonst wohl zehnmal that.

Der erste Strahl der Morgenröthe, und kein Morgenkuß, kein sanftes Erwecken. Kosro sprang auf und ging vor die Hütte der Sklavinnen, um die geliebte Imanha zu sehen, um ihr den Morgengruß zu bringen.

Sein Herr sah ihn, und gab ihm einen Brief an einen benachbarten Pflanzer zu besorgen. Kosro's Stirn runzelte sich bei dem Auftrage; allein er mußte gehorchen. Er flog dahin, der Pflanzer hielt ihn auf, und er kam erst am Abend zurück; er nahm seinen Rückweg an dem Felde weg, wo die Sklavinnen arbeiteten. Schon von Weitem suchten seine ungeduldigen Blicke das Mädchen. Er näherte sich, er hörte Salaks Stimme, er hörte auch

Imanha's Stimme. Er bog die Zweige eines Gesträuchs von einander, und sah seinen Salak zu den Füßen Imanha's sitzen, sah ihn ihre Hand an sein Herz drücken, und er erstarrte.

Starr wie eine Bildsäule blieb er da so lange stehen, bis Imanha aufstand und mit den übrigen Sklavinnen nach Hause eilte. Er ging langsam einen andern Weg nach Hause, und übergab die Briefe. Wie er nach seiner Hütte ging, so zitterte er, Salak zu sehen; er fürchtete seine Umarmungen, er zögerte, und Salak kam ihm entgegen. Bist du endlich wieder da, Kosro? Kosro, ich habe ein Mädchen gesehen, schön wie die Sonne; Imanha heißt sie!

Kosro wandte sein Gesicht ab; sein Auge füllte sich mit Thränen, er drückte Salak mit ängstlichem Schmerz an sein Herz, schwieg, und ging allein und träumte.

Die Liebe, welche sonst jedes Unglück versüßt, machte die Sklaverei der Beiden noch schwerer. Kosro wollte seine Liebe unterdrücken, allein ein Blick von Imanha machte der niedergepreßten Leidenschaft des Unglücklichen

wieder Luft. Er schlug den Blick in die Wolken und fühlte sein Elend in dieser Liebe.

Die Unzertrennlichen waren getrennt. Dort saß Kosro im Schatten eines Platanus, den Kopf auf die Brust gesenkt, in finsterm dumpfem Schweigen.

Kosro, was ist dir? fragte Salak, und schloß ihn in seine Arme.

Nichts! antwortete Kosro, und zwang sich zu lächeln, und bebte in Salaks Armen.

Salak erzählte von Jmanha, und Kosro wendete sich abwärts, stand auf und ließ den erstaunten Salak stehen.

Am Sonntage tanzten die Neger. Salak tanzte mit Jmanha, Kosro wendete den Blick ab von der reitzenden Negerin. Salak faßte Jmanha in seine Arme, Jmanha sträubte sich, Kosro stürzte wild herzu, und riß die Arme Salaks von Jmanha's Schultern; und riß das Mädchen hinweg. Salak sah ihn an, Kosro sah Salak an, das Mädchen sie Beide; Beide schwiegen, seufzten, drehten sich um, und verließen beide Jmanha.

Salak lehnte sich an einen Baum, und betrachtete von Weitem Kosro, Kosro betrachtete beschämt seinen Salak; sie näherten sich einander, sie sanken einander in die Arme, ohne ein Wort zu reden, sie weinten Beide, und Beide verließen den Tanz. Kosro ging nordwärts, Salak gegen Mittag, und Beide saßen den Tag über in dumpfem Brüten zweier widersprechender Leidenschaften.

Nein, er soll Imanha besitzen! rief Kosro, stand auf, und suchte Salak auf. Salak hatte ihn auch gesucht. Ich will sterben! riefen sie Beide zu gleicher Zeit.

Der Streit der edelsten Großmuth! Laß Imanha entscheiden; sprach Salak. Laß sie entscheiden! rief Kosro; den nächsten Tanztag!

Kosro und Salak saßen die Abende nicht mehr beisammen. Hier saß der eine, hundert Schritt davon der andere. Sie sahen von Zeit zu Zeit einander an. Das geringste Geräusch, ein Geschrei, ein Büchsenschuß, und Beide sprangen auf, und Beide riefen: Salak, Kosro, bist du da? Sie setzten sich wieder und träumten.

Der Tanztag erschien. Sie gingen Beide furchtsam und zitternd zu Imanha. Imanha, du sollst entscheiden, wer von uns glücklich seyn soll! Du liebst Salak? sprach Kosro zu Imanha.

Salak lag in Kosro's Armen. Imanha lächelte. Ich entscheiden, wen ich von euch liebe? Ich liebe — Kosro und Salak schrieen Beide laut auf, und preßten sich wüthend Mund an Mund.

Nein, nein! entscheide nicht, schöne Imanha! Du tödtest uns Beide! Entscheide nicht!

Sie verließen Beide Imanha. Sie gingen an den finstersten Ort der Plantage; da setzten sie sich gegen einander über, betrachteten sich wechselsweise mit finstern Blicken, und sprangen von Zeit zu Zeit auf, sich einander zu umarmen.

Du kannst ohne Imanha nicht leben! sagte Salak. Kosro schüttelte den Kopf. Ich auch nicht! setzte Salak hinzu.

Sie schwiegen wieder, ihre Blicke waren noch finsterer, Kosro zuckte den Dolch. Salak sah ihn von unten auf an.

Kosro, der Tod würde uns nicht trennen sagte Salak, und lächelte bitter.

Salak! hast Du Muth? fragte Kosro mit einem stieren Blicke. Salak sprang auf, und fiel in Kosro's Arme. Ihre Blicke verkündigten Tod. Sie gingen langsam in die Gegend, wo Imanha war. Sie trafen sie allein im Gebüsch; hier warfen sie sich ihr Beide zu Füßen, umarmten ihre Kniee, drückten sie wechselsweise an ihre Brust, überströmten sie mit Liebkosungen, Küssen und Thränen.

Rasch zuckten sie Beide auf einmal die Dolche, und durchbohrten Imanha's Herz.

Du hattest mich verstanden! rief jetzt Kosro, und sank über Imanha's Körper, den Dolch im Herzen. Ein Sklave, der sie behorcht hatte, eilte jetzt geschwind herzu, allein er kam zu spät; eben sank auch Salak mit den Worten: Kosro! o Kosro! über den todten Freund hin, und ihr Blut mischte sich.

Die Freundschaft hat nie unter Menschen sich ein schrecklicheres und erhabeneres Monument gesetzt, als dieses, das jeder gefühlvolle Mensch mit ein Paar Thränen benetzen wird.

Diese beiden Beispiele zeigen doch eine sehr große Energie des Herzens, und wo die ist, da darf man wohl an den andern Eigenschaften des menschlichen Geistes nicht zweifeln. Diese beiden Anekdoten mögen bekannt seyn; doch gewiß aber diese noch nicht, die erst vor wenig Jahren vorgefallen ist.

Ein grausamer Herr peitscht seinen Sklaven bei einem geringen Anlasse mit einer so kalten besonnenen Grausamkeit, daß er endlich den zu Schlägen gewöhnten Unglücklichen aufbringt. Der Unglückliche vertheidigt sich, erweiset seine Unschuld, und der Despot geißelt ihn noch ärger. Noch ist der Sklave Herr über seinen Zorn und über seine Rachbegierde. In dem Augenblicke aber, da er fühlt, er könne sich nicht länger halten, springt er in die Pfanne, wo der Zucker siedet, mit den Worten lachend hinein: sieh, ob ich dich fürchte, Tyrann!

Die bewunderte Antwort Epiktets, des Stoikers, wie ihm sein Herr das Bein zerschlug, hat nicht so viel Erhabenes, als die

Paar Worte dieses elenden unwissenden zur härtesten Sklaverei gewöhnten Negers.

Diese drei Anekdoten mögen den armen Negern einen Theil der Gunst wieder geben, welche die Erzählung ihrer Grausamkeiten ihnen geraubt hat; besonders da sie durch die Revoluzion in Frankreich zur Verzweiflung, und zu diesen Grausamkeiten fast gezwungen worden sind.

Es giebt dreierlei Menschen auf Domingo. Die Weißen, die Farbigen, die von einem weißen Vater und einer Negerin abstammen, und dann diese unglücklichen Neger. Bei dem Ausbruche der Revoluzion in Frankreich hatten die Weißen die Absicht, sich vom Mutterlande ganz loszureißen, sich unabhängig zu machen; besonders da durch eine Verordnung der Nationalversammlung den farbigen Menschen gleiche Rechte mit den Weißen gegeben wurden. Die Weißen entwaffneten sogleich die Farbigen, welche sich, um die Verordnung des Vaterlandes auszuführen, bewaffnet hatten; und wilde Grausamkeiten, welche die Farbigen von den Weißen nun zu ertragen hatten, zeichneten den Ne-

gern schon das Schicksal voraus, das von Seiten der Weißen auf sie wartete, da Frankreich auch auf sie Blicke voll Menschlichkeit warf. Natürlich gab diese Spannung einige kleine Unruhen, wobei die Weißen sogleich anfingen, die Neger mit der wildesten Grausamkeit zu behandeln.

Einer von den Weißen warf zuerst einen Negersklaven in einen glühenden Ofen. Ein anderer zwang seinen Sklaven, seinen einzigen Sohn zu halten, und dann ermordete der Unmensch den Sohn in des Vaters Armen; noch einer zwang einen Neger, sein eigenes Fleisch zu fressen. Sechs tausend Neger wurden sogleich im Anfange ermordet. Was Wunder, daß endlich diese Elenden durch diese Grausamkeiten revoltirt wurden, und nun, da sie die Uebermacht bekamen, Grausamkeit mit Grausamkeit vergalten.

Jetzt nahmen die Weißen die Farbigen wieder zu Gnaden auf, um sie gegen die Neger gebrauchen zu können, und schlossen einen Frieden mit ihnen, worin ihnen die Rechte der Bürger gesichert wurden; allein unter der Hand

hetzten sie dennoch die Neger gegen sie auf, und Partheisucht, Mord und die wildeste Unmensch, lichkeit aller Theile verheerten die fruchtbare Insel und ihre Erzeugnisse, und versenkte Frankreich in eine noch größere Unruhe, als die war, worin es durch die Revoluzion gestürzt wurde.

XII.

Das Orakel.

Aus dem Pausanias vom Messenischen Kriege.

Schön, wie der Grazien eine, saß Chariklea im Schatten des überhängenden Gesträuches. Ihr schönes Gesicht war mit düsterer Schwermuth beschattet, ihr großes schwarzes Auge hing in den Wolken, ihre Wangen waren von Thränen benetzt, und die schwellende Brust, welche die nasse Locke bedeckte.

Bald rang sie die Hände, trocknete bald mit dem Gewande das Auge, dann schauete sie wehmüthig durch das Blumengefilde mit langen starren Blicken.

Nun lehnte sie wieder das Haupt an die Zweige rückwärts, und lag so, und betrachtete die fliehenden Wolken. Ein Seufzer nach dem andern arbeitete sich aus der Brust hervor, eine Thräne nach der andern begleitete die Seufzer.

Unruhig hob sie sich empor, sie streckte wehmüthig die Arme gen Himmel, und sagte mit schluchzender Stimme: So früh! — Götter! — so früh! — Ich sterben! ich in meiner blühenden Jugend! Morgen! Gräßlich.

Sie streckte die Hände mit Heftigkeit von sich. Sie wurde bleich, sie verhüllte das blasse Gesicht in ihren Schleier, sie schrie vor Jammer.

Polydor! so sprach sie mit sanfter Stimme weiter, Polydor, wenn du nun zurückkommst, und suchst mich, und findest den Altar, den Altar mit meinem Blute gefärbt. Sie versank in stille Träume. Ach dürften meine Lippen nur ihm noch einmal Lebewohl sagen! dürften diese Arme — sie breitete ihre Arme aus, und sank schwach zurück.

Apollo, die grausamen Götter fodern mein Leben, mein blühendes Leben!

Sie ging in stiller Wehmuth den Gang hinauf, am Gebüsch hinunter, ihre weiche Seele erhitzt und geängstet von Bildern des Todes, des nahen Todes am künftigen Morgen.

Sie stand an einem Rosenstrauche, sie brach eine Rose, und wie sie sie brach, so fielen die Blätter der Rose über ihre Finger und sanken zu Boden. Ach, mein Tod ist gewiß! rief sie erblaßt, die fallenden Blätter sind mein Bild und meines Todes Vorzeichen. So stand sie, und ihre nassen Augen hingen auf den Blättern am Boden, und ihre Gedanken an dem morgenden Opfer. Sie hörte nicht das Gerassel des Busches am Felde.

Seine Zweige auseinander biegend kam Polydor in den Garten. Vom Heere der Messenier kam er, um seine Geliebte, seine Chariklea zu sehen, dann zurückzueilen und für sie zu kämpfen. Er umschlang sie von hinten mit beiden Armen und mit dem lauten fröhlichen Geschrei: meine Chariklea!

Sie hörte seine Stimme, sie fühlte seine Umarmung, sie fühlte seine Lippen auf ihren, sie zitterte, sie sank in seine Arme; sie wagte es nicht, das Gesicht zu ihm empor zu heben, das Gesicht mit der verrathenden Blässe, die Augen mit den verrätherischen Thränen, sie

legte ihr Gesicht an seine Brust, sie wünschte ihn zurück zum Heere der Männer.

Endlich fragte sie, ohne das Gesicht von seinem Busen zu erheben: Woher, Polydor? sie fragte es mit wankender Stimme.

Vom Heere unserer Männer, an deinem Herzen wieder neuen Muth zu Gefechten zu holen. Sie gönnen uns jetzt einige Augenblicke Rast, die wilden Spartaner. In Argos *) blitzen jetzt ihre Speere! Aber sie sollen es fühlen, daß wir Ruhe gehabt haben. O Chariklea, der Sieg muß unser seyn, wir kämpfen für Weiber und Kinder, und ich für Charikleen, damit die Fessel nicht an diesem Arme klirrt. Er drückte ihren Arm an sein Herz.

Chariklea sagte mit Kopfschütteln: Auch ohne Fesseln kann man unglücklich seyn!

Polydor. Wie meinst du das? Wie, Chariklea? dein Auge, dein schönes Auge schwimmt in Thränen? — Was ist dir?

*) Die Spartaner führten während des ersten Messenischen Krieges auch einen Krieg mit Argos, und so lange dieser Krieg dauerte, hatten die unglücklichen Messenier Ruhe.

Chariklea (sich begreifend). Was mir ist? Du frägst noch? Polydor, du bist entfernt von mir, und wie entfernt? immer von Gefahren umgeben, der Tod begleitet jeden deiner Schritte, und ich bin hier allein, verlassen — ohne Schutz — ohne Freund — ach, Polydor, wärest du hier gewesen, vielleicht — Wehe über die Spartaner!

Polydor. Sie wollen Krieg und Mord; sie sollen ihn haben.

Chariklea. Leider, nur zu früh! — Allein wozu kamst du, und wann gehst du wieder?

Polydor. Darnach frägt Chariklea? Du frägst: wozu ich komme? wann ich wieder gehe? Was ist dir? — Du wolltest dich aus meinen Armen winden, wie ich hereintrat; du verbargst mir dein nasses Auge. Sonst, wenn ich kam, flog mir Chariklea freudig taumelnd entgegen, die Vergangenheit, die Zukunft waren vergessen; Sparta war von der Erde verschwunden, und ich, ich, Polydor war nur da; und jetzt: wozu kamst du? wann gehst du wieder? — Wie, Chariklea, du stü-

tzest dein Haupt, du verbirgst mir deine Thränen? — Mädchen, hab ich kein Herz mehr für deinen Kummer? — hast' du Thränen, die ich nicht sehen soll? — Sonst, wenn ich kam, rief sie: Dank euch allen unsterblichen Göttern, er ist da! und dann — und bleibst doch lange, lange? Chariklea, was hat dein Herz gewandt?

Chariklea. Mein Herz? nichts, Polydor! lege deine Hand her; es schlägt nur für dich!

Polydor umfaßte mit beiden Händen Charikleens Leib. Schau mich an, Mädchen! Auge in Auge! und nun antworte, was quält dein Herz? — Ach jetzt seh' ichs, was ich im Taumel der Freude übersah: deine Wange bleich, dein Auge roth und verweint! — Liebe, liebe Chariklea, was ists? was quält dich?

Chariklea. Nichts, wahrlich nichts! glaube mir, nichts als die Angst, dich immer in Gefahren zu wissen. Sieh, ich lächle ja nun.

Sie zwang ein Lächeln, allein so blüht eine Rose an einem Todtenmahle, wie Chariklea lächelte.

Polydor. Bei den Göttern, es ist nicht, wie es seyn sollte.

Chariklea unterbrach ihn schnell: Höre doch, Polydor! ist denn keine Hoffnung, daß der Krieg ende, keine Hoffnung zum Frieden?

Polydor. Zum Frieden? mit Sparta? — Nein, Chariklea. So sagen sie selbst, die stolzen Spartaner! — Messenien soll fallen, uns Männer wollen sie tödten, die Weiber und Jungfrauen wollen sie mit Ketten belasten, an fremde Barbaren verkaufen, unsere Mauern sollen sinken, bespritzt mit dem Blute unserer Kinder und Säuglinge; unsere Tempel sollen zerstört werden, und ein ungeheurer Schutthaufen das einzige Denkmal des Messenischen Volks seyn!

Chariklea. Ach, ich fürchte, sie werden's erfüllen. Unsere Heere sind von ihnen geschlagen; unsere Städte erobert. Siehe, wir wohnen nur noch in einer Stadt, als der arme Ueberrest des weit berühmten Messenischen Volks. Ach, könnten wir, ich oder du, unser Volk retten? könnte ich den Zorn der verderbenden Götter wenden? — Würdest du nicht

dein Leben opfern, Polydor, wenn du mit deinem Tode dein Volk retten könntest?

Polydor (lächelt). Ich würde mein Leben opfern, würde selbst aus deinen Armen mich winden, und für mein Volk sterben. O ich denke, ich habe es gezeigt, daß ich es werth bin, ein Messenier zu seyn.

Chariklea, mit großer Bewegung, ging einige Schritte den Gang hinab, dann wendete sie sich schnell zu Polydor und sagte feyerlich und ernst: und du würdest den hassen, der sein Leben nicht willig darböte, könnte es uns retten? Nicht? —

Polydor. O Chariklea, zischender Spott folge ihm auf jedem Schritte; auf fremden Schwellen müsse er liegen; ohne Vaterland, ohne Hausgötter, ohne Ruhe, verfolgt von den Rachegöttinnen, irre der fremd und rastlos umher, der nicht seinem Vaterlande sein Leben opfert.

Chariklea (sich ihm um den Hals werfend). So, so, Polydor, bist du meiner brennenden Liebe werth! so, so wollt' ich dich haben! so habe ich dich von den Göttern gebeten!

und so, so bin ich, ist Chariklea deiner werth! Sie warf sich an seinen Busen, und schluchzte laut. Polydor lächelte in ihre Thränen, und streichelte ihr die Wangen, und trocknete ihr die Thränen mit ihrem Schleier.

Jetzt hob sich Chariklea empor. Ach, Polydor, ich muß — sie sah ihn mit liebeströmenden Blicken an — mein Geliebter! sie fiel hier, mit beiden Armen ihn umschlingend, heiße Thränen an seiner Wange weinend, in seine Arme — ich muß, deine Chariklea muß für ihr Vaterland sterben!

Polydor erstarrte.

Und nun hört mich, alle ihr unsterblichen Götter des hohen Olympus, hört den Schwur, den ich schwöre! Sie trat vorwärts mit verbreiteten Armen, mit gen Himmel schauendem Auge. Ich werde der Spott aller Elenden, meine Seele finde nirgend Ruhe, selbst nicht an den Strömen der Unterwelt, Polydor vergelte mir meine Liebe mit Haß, wenn ich nicht dem geliebten Vaterlande —

Polydor stürzte wild in ihre Arme. Schwör' ihn nicht aus, den Schwur. Höre ihn nicht,

Zevs, und ihr übrigen Götter, den Schwur der Sinnlosen! — Er preßte seine Lippen auf ihren Mund, er verschlang die halben Worte, die ihren Lippen entströmten. Dann zog er sie mit zitternden Händen auf seine Kniee, und verbarg sein Gesicht in ihren klopfenden Busen, und schluchzte: Chariklea, Chariklea, höre, o höre mich! Du bist mein, bei allen Göttern! Du bist mein! — — Weib meines Lebens, wenn du je Liebe gegen mich fühltest, so erbarme dich meiner!

Chariklea sank mit verneinenden Gebehrden auf Polydors Schulter. Nein, ich darf nicht! rief sie mit einer Herz zerschneidenden Stimme.

Chariklea, hob Polydor wieder an: Chariklea, wenn du nicht Geliebte, nicht Weib seyn willst, so sei wenigstens Mutter; wenn du grausam gegen mich bist, so erbarme dich wenigstens des unschuldigen Kindes, das in deinem Schooße schläft.

Er sank zu ihren Füßen, und umschlang ihre Kniee; er verbarg sein Gesicht in ihr Gewand, und sie sank ohnmächtig auf seine Schulter.

Eine sprachlose Scene! Wer schildert die Empfindungen ihrer Seelen? —

Chariklea konnte zuerst wieder reden. Sie sprach mit schluchzender Stimme: Polydor, ich muß, ich muß sterben. Ich bin eine Messenierin! O sieh nicht so bang lächelnd mich an. Habe du Mitleiden mit diesem Herzen, das der Tod und die Liebe zerreißt. — Polydor, die Bande des Lebens habe ich leicht zerrissen; aber wie, wie soll ich die Bande zerreißen, die mich an dich fesseln? — Nein, Polydor, laß mich mit Muth sterben!

Polydor. Sterben? Du? — Chariklea, du bist mein Weib, du bist Mutter. Dein Tod wird dich, mich und das Kind unserer Liebe tödten. Chariklea, sprich, sprich; ich will leben, sprich, damit mich nicht diese erstickende Angst vor deinen Augen tödtet.

Chariklea versank einen Augenblick in ein tiefes Nachsinnen, und dann betrachtete sie ihn mit einem Blicke, worin die Flamme der Hoffnung loderte. Kann ich? Polydor, darf ich?

Polydor. Du darfst, du darfst! du mußt! — Denke, Chariklea, — er legte seine

Wange auf ihre Brust, und sah mit schmeichelnden Blicken zu ihr hinauf — denke, wenn nun endlich Hymen sein goldenes Band um uns geschlungen hat; und bald, bald wird er — wenn du dann Mutter bist, und den Säugling an deiner mütterlichen Brust nährst; wenn er dann seine kleinen Hände zu dir hinaufreicht, süß stammelnd Mutter dich nennt und mich Vater; wenn du deine und meine Züge, lebendig in ihm vereinigt, in seinem Gesichte bemerkst; wenn du Mutter vieler blühender Kinder, freier Kinder freie Mutter bist, in meinem Herzen immer Trost —

Chariklea (die Hände ringend). Grausam! schrecklich! mir ein Glück so reitzend zu mahlen, dem ich entsagen muß! Ach, Polydor, du giebst mir den Tod tausendmal zu schmecken. Höre auf, höre auf!

Polydor (fortfahrend). Denke, Chariklea, wenn wir nun, alt und lebenssatt, unter dem Haufen blühender Kinder, geliebt von ihnen, lebend in ihnen, von dem sanften Geschosse des Todes im Alter ereilt werden: die Fülle der Liebe haben wir dann genossen, ihren

vollen Zauberkelch geleert! O Chariklea, lebe in meinen Armen, Weib, Mutter, Gesellin! Er drückte sie zärtlich an sich.

Chariklea war in das wollüstige Meer dieser Gedanken versunken, Thränen rollten die Wangen herab, ein leichtes genießendes Lächeln schwebte um ihre Lippen. Ach, sie wollte schon ihre Arme um den Geliebten herschlingen, und ihm zurufen: ich will leben; da fiel ihr Vater ihr ein; sie schauderte zusammen, sie hob die Augen und Arme gen Himmel: nein, selige Götter, stärkt mein kämpfendes Herz! — O, Polydor, sieh dein Weib zu deinen Füßen! Laß mich, es ist unmöglich! Laß mich mein Vaterland retten! — Wende mein Herz nicht! Nein, ich muß sterben!

Polydor lächelte bitter: du mußt? du mußt? Nun dann, ihr Götter, ihr habt die Eide gehört, die mir das Mädchen schwur, jenen Abend, da eure Sterne unser Brautlager, den duftenden Rasen, bestrahlten. Ihr habt ihre Schwüre gehört, mein zu seyn, trotz dem Schicksale, trotz dem Willen der Unsterblichen! Nun so hört auch meinen Eid; — stirb nur,

Treulose; zerreiß du dies Herz, das dich unendlich liebte! Sieh, unbefriedigt soll dein Schatten an den Ufern der Unterwelt schweben; denn ich will die Fackel und das Schwerdt ergreifen. Ithome will ich selbst in Brand setzen, mit Feuer und Schwerdt will ich wüthen, und Sparta soll von mir Grausamkeit gegen Messenien lernen, und dann soll mein Dolch dieses thörige Herz für die Liebe bestrafen, die es für dich fühlte! Das schwör' ich bei den Schatten, bei den furchtbaren Göttinnen der Unterwelt!

Chariklea. Götter, Polydor! kannst du mich retten? kann ich leben?

Polydor. Retten? das kann ich, so lange dieser Arm ein Schwerdt schwingen kann. Chariklea, willst du leben?

Chariklea sank an sein Herz. Ich will, ich will in deinen Armen leben, will es das Geschick. Sie umschlang ihn fester. O, Polydor, verbirg dein Weib, rette, rette mich!

Polydor dankte in stillen Gebeten den guten Göttern, daß sie Charikleens Herz gewandt

hatten. Schützt uns ferner gute Götter! rief er, und umschlang Chariklea.

Sie setzten sich nun in den Schatten eines überhängenden Gebüsches, und Chariklea erzählte dem horchenden Jüngling die Begebenheit, die sie zum Tode bestimmte.

Du weißt es, Polydor, wie sehr uns die Götter verfolgten! Unsere Heere waren geschlagen, unsere Jünglinge und Männer getödtet, unsere Jungfrauen in den eroberten Städten zu Sklavinnen verkauft. Euphaes sammelte die übrigen Messenier, wir zogen nach Ithome, wir warfen neue Wälle auf, erbauten neue Mauern, uns gegen Sparta zu schützen.

Die erste Versammlung des Volks wieder zeigte unser Elend. Nichts als zitternde Greise erschienen auf dem Markte, wenige Jünglinge, wenige Männer. Wir Weiber lagen in den Tempeln, und fleheten die grausamen Götter um Hülfe an; die Kinder jammerten in den verödeten Häusern.

Da verließet ihr uns, ihr Männer und Jünglinge, unsere letzte Hoffnung, und zogt gegen die Spartaner, und wir waren ganz ver-

lassen. Ithome glich einer verödeten Stadt; wohin man sah, erblickte man nasse Augen, verweinte Wangen, und bleiche Gesichter. Da sandten die Aepytiden nach Delphi, Apollo zu fragen, was Messenien thun sollte, um Sparta zu besiegen. Mit ängstlicher, unruhiger Erwartung harrten wir auf den Boten. Was wird Apollo antworten? das war die einzige Frage aller Messenier, und Thränen und unglückweissagendes Kopfschütteln war die einzige Antwort auf diese Frage.

Endlich kam Tisis von Delphi zurück, schwer verwundet von den Spartanern bei Amphea. Das Geschrei des ganzen Volks begleitete ihn auf den Markt. Zitternd versammelten sich die Aepytiden; Aller Blicke hingen auf dem Boten, als ob sie auf seinem Gesicht Hoffnung oder Furcht lesen wollten. Er übergab des Gottes Antwort in die Hände des Königs, und nun sank er nieder vor Schwäche.

Der König Euphaes entsiegelte die Antwort. Eine Todtenstille im Volk. Der König wurde bleich wie ein Sterbender, die Antwort entsank seinen Händen; ein Anderer hob sie auf,

las, und streckte vor Schrecken die Hände zu den Göttern. Ein lautes ängstliches Geschrei des Volks stieg gen Himmel, so daß uns Weibern das Herz erbebte. Wir stürzten aus den Häusern, wir fragten, und Niemand wußte den unglücklichen Befehl des Gottes.

Jeder ahnete Unglück, und Alle schrieen dennoch laut, die Antwort Apollo's zu hören. Der König bestieg endlich die Tribune, und las mit unterbrochener Stimme die unglückbringende Antwort: „aus dem königlichen Stamme der Aepytiden, ihr Messenier, opfert eine Jungfrau den unterirdischen Göttern, im nächtlichen geheimen Opfer! Das Loos wähle sie, und die Götter werden euch Glück geben."

Laut heulte das Volk gen Himmel, und flehete die Götter um Glück; starr und bleich, unbewegt und stumm wie Bildsäulen standen die Aepytiden, und starrten den Boden an. Keiner wagte es zu reden, die Mütter schrieen laut auf, und flogen in die Arme ihrer Töchter, umschlangen sie mit ihren Armen, bedeckten sie mit ihrem Gewande. Ach, es war, als

ob der Opferstahl alle Töchter der Aepytiden treffen sollte.

Die Väter hoben ihre Blicke, und betrachteten mit Thränen in den Augen ihre Töchter; einige streckten ihre Hände zu den Göttern und dankten ihnen laut, daß sie keine Töchter hatten. Niemand unter den Aepytiden öffnete die Lippen; sie sanken stumm einer dem andern in die Arme, ohne sich anzusehen.

Sie wollten eben auseinander gehen, allein das Volk foderte tobend Gehorsam gegen den göttlichen Befehl. Die Aepytiden foderten Aufschub, allein das Volk rief nach Waffen; sie droheten, Ithome zu zerstören: die Ehrfurcht gegen unsern Stamm schwieg, sie zwangen die Aepytiden zu bleiben. Das unglückliche Loos wurde geworfen, und —

Polydor sprang bleich und zitternd auf. Und du — traute — unschuldige, himmelreine Seele, wurdest durch das Loos getroffen. O, Sparta, warum fehltest du hier den Todesstoß in der Brust des Boten? — O ihr unbarmherzigen Götter!

Chariklea. Mich traf das Loos nicht! es traf Iphis, Lyziskus Tochter!

Polydor. Nicht dich? — Götter, barmherzige Götter, warum aber sollst du sterben, du, du, selbst von den Göttern sichtbar geschützt? — Ich bebe vor Ungeduld. —

Chariklea. Höre, höre, Polydor! Lyziskus schrie auf, wie der Name Iphis verlesen wurde, und die Mutter sank ohnmächtig in die Arme ihrer Sklavinnen. Iphis wurde bleich, sie wollte die Arme empor heben, und matt und kraftlos sanken sie nieder. Sie schwankte zu Boden. Leblos wurden Mutter und Tochter in ihre Wohnung getragen, und der Vater, gestützt auf zwei Aepytiden, folgte ihnen schwankend nach, und verwünschte Götter, Menschen, und stieß Flüche aus gegen sein Vaterland.

Die Versammlung blieb beisammen. Die Aepytiden, alle mit zerrissenen Herzen über das Schicksal der unglücklichen Familie, hielten Rath, ob dem Ausspruche Apollo's kein anderer Sinn beigelegt werden könnte. Viele wankten, und wollten Iphis retten; da trat mein Vater unter ihnen auf, und zwang sie, den

Tod des Mädchens zu beschließen. Er drohete ihnen mit dem Volk.

Polydor. Noch sehe ich nichts.

Chariklea. Wir waren bis in die Nacht um Iphis versammelt, sie zu trösten; alle unsere Herzen waren gebrochen. Sie betrachtete uns mit starren thränenlosen Blicken; nur von Zeit zu Zeit schauderte sie zusammen, oder schrie, von einem schnellen Erschrecken ergriffen, auf. Am andern Morgen vor Sonnenaufgang versammelten wir uns zu dem schauderhaften Opfer unserer Freundin; ach, ich dachte nicht, daß Apollo mich dazu auserseben hatte. Wir harrten. Endlich erschien der Oberpriester, und erklärte dem erwartenden Volke, daß Iphis nicht Lyziskus Tochter wäre, und daß sie also nicht zu dem Stamme der Aepytiden gehörte. Sein Weib — du weißt, welche Schande es ist, unfruchtbar seyn — hatte mit Iphis, einer Sklavin Tochter, ihren Mann getäuscht. Jetzt erst offenbarte sich der unglückliche Betrug, und Lyziskus war mit seiner Tochter nach Lazedämon geflohen.

Polydor hob die Hände geballt empor: O

des Betrugs ohne Beispiel! o du lügenhafter Priester! Wehe dir! die Binde des Gottes, den du schändest, soll dich nicht schützen! Nieder sollst du an dem entweihten Altare, oder in der Mitte deines schützenden Volks.

Chariklea. Auch mein Vater hielt es für Betrug, und mein Leben muß nun den Betrug bezahlen.

Polydor eilte glühend den Gang auf und nieder; er faßte sein Schwerdt, entblößte es halb, warf es wieder in die Scheide, und dann blieb er mit blitzenden Blicken vor Charikleen stehen: Weiter, weiter! da traf dich das Loos? o der Bösewicht! ich hasse ihn mehr wie Sparta.

Chariklea. Mich traf das Loos nicht; denn der Priester verhinderte das fernere Looswerfen.

Polydor (bitter). Damit ja der tückische Betrug nicht an den Tag käme, wenn ein unglücklicher Vater seine geliebte Tochter opfern sollte! — Entsetzlicher Bösewicht!

Chariklea. Wir eilten fröhlich nach Hause, und ich dankte auf den Knieen den Göt-

tern, daß Iphis gerettet war; und die Grausamen — sie sandten Ruhe in dies Herz, das bald der Todesstoß treffen sollte.

Polydor. Sei ruhig, Chariklea! du sollst frei seyn!

Chariklea. Stürmisch kam mein Vater aus der Versammlung. Du kennst ihn ja. Unruhe warf ihn mit gewaltigen Armen hierher und dorthin. Er warf unruhige Blicke auf mich, dann in die Wolken; und sprang auf, und drückte mich an seine Brust. Thränen rollten aus meines Vaters Augen, die ich nie, nie habe weinen sehen. So ging er einige Stunden kämpfend mit sich selbst umher, bis seine feste Seele den Entschluß faßte — den Entschluß —

Polydor. Dich zu opfern? Himmel, Erde und alle Götter! Dich? dich! wie? der Vater sein Kind? Abscheulich! gräßlich! Hat das Unglück sie zu Tigern gemacht? — Dich opfern? Laß seine Hand dich berühren, und sein Tod ist gewiß.

Chariklea (weinend). Polydor, Aristodem ist mein Vater!

Polydor. Vater? er? Nun bei den Göttern, so muß ich rasend seyn! er dein Vater? der Name hat aufgehört! — Was hat er dir gegeben? — Leben! Nichts weiter! weiter nichts! Bloßes armseliges Leben! Denn diese Schönheit, was wäre die ohne deine Seele? Nichts! Verzuckung der Muskeln! Spannung der Haut, so oder so gefärbt! nichts weiter. Da! — er riß wild eine Rose ab — da! diese Rose ist schöner, als du ohne deine Seele! Und wenn dieses Leben, das er dir gab, noch eine Wohlthat wäre, die er dir erzeigt hätte, o bei den Göttern, ich wollte nichts, gar nichts sagen. Das Leben, das ihm den Namen Vater gab, das gab er dir durch einen Zufall, um seine Sinne zu vergnügen, in der Stunde der Wollust! Nein, so verdient die Nahrung, die dein Leben erhielt, die Luft, die du athmest, der Ort, der dich erzog, mehr den Namen Vater, als der Grausame, der dir das Leben gab, um es dir unter Martern wieder zu rauben. Folge mir,

Weib! — dieses Schwerdt — er riß es von der Hüfte — und wenn der Weg mitten durch Wüsten voll Ungeheuer ginge, soll, soll —

Chariklea sank ihm in die Arme.

Nein, Chariklea, laß mich reden, unschuldiges Lamm! — Du kennst die Männer nicht, nicht den unbeugsamen Stolz Aristodems. Dies Schwerdt soll dich schützen! — Nicht wahr, Aristodem? Du hast deine Tochter Messeniens Wohle geopfert? Der König ist ohne Kinder? Nicht wahr? Mit der Hand mordest du deine Tochter, und mit der raubst du die Krone, um die ich nicht ein Haar von dieser schönen Stirne gäbe!

So wüthete der Jüngling eine Zeitlang fort; Chariklea schloß ihn in ihre Arme; sie bat ihn ruhig zu seyn, sie beschwor ihn bei ihrem Leben, nicht so laut zu rufen. Endlich saß er wieder neben ihr auf dem Rasen; ihre Finger lagen auf seinen Lippen, und er horchte wieder.

Mein Vater flog aufs neue in meine Arme, fuhr Chariklea fort; er benetzte mich mit heißen Thränen; seine Arme, die mich umfan-

gen hielten, zitterten. Er vermochte nicht zu reden, er nannte die Götter grausam, und mich nannte er mit den liebkosendsten Namen. Endlich wandte er sich zu mir. Folge mir, mein Kind, sagte er sanft, und nun führte er mich auf das Dach unsers Hauses. Hier stand er lange, und seine unruhigen Blicke flogen über den Markt, über die Stadt. Er zeigte mir, sprachlos, mit einem Blicke, der mir das Herz durchbohrte, den Markt, die Tempel, die Altäre. Sieh, meine geliebte Tochter, hob er nun mit stockender Stimme an, und zeigte auf die Menge der Messenier, die vom Markte strömten, sieh, diese Menge Menschen, deine Mitbürger, deren Blut oft für dich floß, daß du eine Griechin, eine freie Griechin bist; Greise, entnervt in langen Kriegen; sieh dort in den Häusern blühende Kinder, Weiber, Jungfrauen, ach! sie werden nun der Raub der Spartaner. Fallen müssen sie alle unter dem Schwerdte Sparta's, oder in drückenden Fesseln, schlimmer als Tod, ein elendes Leben hinquälen!

Ich sank weinend in meines Vaters Arme.

Noch nicht genug, fuhr er fort, die Spartaner bereiten schon die Flamme, die unsere Wohnungen zerstören soll. Siehe dort, die Tempel, unserer seligen Götter Behausung, werden fallen; Schierling und ödes Moos wird um die Altäre her wachsen; die Grabmähler unserer großen Vorfahren wird Schande und Spott umgeben, die Winde werden mit ihrer heiligen Asche spielen; ich selbst, ich, dein Vater, — sein Haupt sank bei diesen Worten an mein Herz — ich selbst muß nun unter dem Schwerdte eines schlechten Spartaners bluten! Jammert's dich, mein Kind?

Ich hielt ihn schreiend fest umarmt.

Noch ist Ein Mittel, hob er wieder an, dein Vaterland, mich, die Tempel, Ithome, den Messenischen Namen zu retten! Ewig ist dein Name, Chariklea, und ich bin herrlich, herrlich durch dich vor allen Griechen!

Polydor. Herrlicher, überherrlicher Vater! deine Hände tauchst du ins Blut deiner Tochter. — Da verführte er dich, Unschuldige, deren schneeweiße Seele keinen Betrug ahnete?

Chariklea. Nicht er, ich selbst! ich sagte ihm zu, daß ich sterben wollte.

Polydor. Und dachtest nicht meiner? nicht meiner Liebe? —

Chariklea. Ich dachte an nichts, als an dich. Ich sah dich, wie du unter dem Schwerdte der Spartaner dahin sankst! ich sah dich bluten, sterben! und da willigte ich ein. — Nicht die zusammenstürzenden Tempel, nicht die rauchenden Häuser, nicht die jammernden Kinder; nein, dich zu retten, dich, mein Polydor! — Sie sank in seine Arme. —

Polydor. Mich zu retten? Ach, mein treues, hochgeliebtes Weib! und ich sollte weniger für dich thun? — Komm, komm, meine Traute; mit meinen Armen will ich dich ans Ende Griechenlands tragen; ein Ort wird ja wohl zwei Liebende bergen. Komm, folge mir!

Chariklea. Wohin jetzt? Mein Vater würde uns verfolgen. Diese Nacht! — Wenn die Sterne am Himmel heraufkommen, dann sollst du mich hier finden. Dann komm! — Jetzt aber geh!

Noch lange hielten sie sich sprachlos umarmt. Endlich ging Polydor, und der Vater trat in die Laube. Er hatte den Jüngling gesehen, er hatte die letzten Worte gehört, wie ihn Chariklea die Nacht in den Garten beschied. Er betrachtete mit starren verzweiflungsvollen Blicken das trauernde Mädchen; er sank stumm in ihre Arme. Mein Kind! rief er, die Götter wollen es! Ich habe den Aepytiden deinen Entschluß angekündigt. Chariklea sank zu seinen Füßen, sie sah ihn mit thränenvollen Blicken an, die ihm das Herz durchbohrten. Er nahm sie auf seine Arme, und trug sie zitternd in die Wohnung zurück, und blieb in fürchterlichem Schweigen bei ihr bis in die Nacht.

Polydor eilte zu einigen Jünglingen, die mit ihm vom Heere zurückgekehrt waren. Zitternd, sprachlos sank er zu ihren Füßen, und erzählte ihnen den Betrug von Apollo's Priester, und seinen kühnen Entschluß, das Opfer dem Altare zu rauben.

Seid ihr Männer? seid ihr Messenier? Für euch ist oft mein Blut geflossen! Jetzt dankt

es mir; rettet, rettet mein Weib, meine Chariklea! Sie soll sterben!

Seine Thränen rührten sie, seine Worte setzten ihre Herzen in Flammen. Sie reichten dem flehenden Polydor ihre Hände dar, und sprachen: dein Blut ist für uns geflossen; wir wollen dir dein Weib retten, sie soll nicht sterben!

Polydor. So schwört mir beim Meineidrächer, dem erhabenen Zevs, mir zu helfen, Charikleen zu retten.

Sie schwuren den großen Schwur in heiligen Gebräuchen, und harrten muthig der Nacht entgegen, den großen Schwur zu erfüllen.

Schon hüllte die stille Nacht Ithomens Mauer in Schatten und Ruhe, und Polydor und die Jünglinge schlichen zu Aristodems schattenreichem Garten, Charikleen zu rauben. Sie harrten — Polydor schaute, daß sein Auge erblindete, den Gang hinunter, der vom Hause herführte — sie harrten, und Polydor zitterte vor Ungeduld und rang die Hände sich blutig.

Endlich schwebte eine weibliche Gestalt den Gang zu den Jünglingen her. Polydor sprang auf. Das ist sie! schützt mich, himmlische Götter! das ist sie! Er flog ihr entgegen — — Aber es war Nera, Charikleens Amme. Sie fragte: du bist hier, Polydor?

Wo bleibt sie? wo bleibt Chariklea?

Nera erzählte mit thränenden Augen und mit der gutherzigen Geschwätzigkeit einer Alten.

Chariklea harrte voll Ungeduld auf die Sterne des Himmels. Länger hatte die Nacht nie gezögert; endlich erblickte sie den Abendstern in seinem fröhlichen Lichte, und unter ihm den blaurothen Schein des Abendhimmels nach und nach sterben. Da sank die Nacht herab; leise, mit schlagendem Herzen stand sie auf, und schlich durch das Vorzimmer, hinter ihr die vertraute Nera, der das Mädchen das fröhliche Geheimniß entdeckt hatte.

Unten an der Treppe bot sich ihr eine Hand. Polydor, flüsterte das Mädchen mit fröhlicher Angst, Polydor, bist du es?

Ich bin nicht Polydor, ich bin Euphaes, König der Messenier! dein Vater hat dich mir

übergeben. Chariklea sank leblos in des Königs Arme, er trug sie triumphierend davon; laut schreiend sank Aristodem an seinen Hausaltar, verhüllte sein Haupt, und nun sprang er auf und eilte hinter seiner Tochter her.

So erzählte Nera, und bat ihn, sie morgen zu retten. Rette sie, rette Chariklea! rette dein eignes Kind! du bist Vater!

Sie ging. Polydor war in fühlloser, entsetzlicher Dumpfheit an einen Oelbaum gesunken.

Sie ist verloren! das seufzte er endlich. Jetzt riß er sein Schwerdt von der Seite. Kommt! kommt, rief er in tobender Begeisterung, laßt uns um sie kämpfen, laßt uns mit Blut sie kaufen! und soll sie selbst unter diesem Stahle sterben, so sollen doch unsere Schatten nicht ungerächt zur Unterwelt wandern.

Er sprang auf und schwang sein Schwerdt; aber die Jünglinge hielten ihn mit Gewalt, und brachten ihn schmeichelnd und ziehend durchs Gebüsch, und hielten den Wüthenden die Nacht durch.

In der heiligen Frühe — die Sonne bestrahlte den blutigen Tag nicht, da beriefen die Trompeten das Volk zum Opfer vor den Tempel Apollo's. Wie Bienen strömten die Bürger herzu, alle bekränzt mit Oelzweigen. — Jünglinge dann in langen Reihen; Mädchen, blühende schöne Mädchen, mit Blumen die schwarzen Haare durchflochten, mit Wangen, welche die Rose in ihrem Haar beschämten.

Vor ihnen ging ernst, das nasse Auge zum Himmel gerichtet, mit wankenden langsamen Schritten Chariklea. — Blaß, wie der weißwangige Mond unter den strahlenden Sternen, ging sie unter den blühenden Mädchen. Wie sie auf den Stufen des Tempels stand, da wandte sich ihr Blick auf die Jünglinge, aber sie sah nicht — Polydor, — und sie hob Aug' und Hände zum Himmel. Ihr Blick sank, — sank auf den bekränzten Altar; — sie schauderte zusammen; — Thränen entstürzten den Augen der Mädchen, und Jünglinge wendeten den Blick vom bekränzten Opfer. Sie stand von zwei Mädchen unterstützt.

Aristodem bestieg nun die Stufen des Tem-

pels. Sie schlug ihr Auge jetzt, mit dem schneidendsten Ausdrucke des Schmerzes, gen Himmel; — Mädchen sanken ohnmächtig nieder, und Jünglinge knirschten mit den Zähnen, wie sie das Auge hob. —

Hört mich, Bürger von Ithome! freie Messenier! — so hob Aristodem an — die seligen Götter fordern ein blutiges Opfer; wollen wir siegen, sollen nicht diese Mauern stürzen, diese Tempel, eure Häuser, — sollen nicht eure Kinder und Säuglinge unter der mordenden Schärfe des Schwerdtes ihr junges Leben verbluten, sollt ihr nicht die schwere Fessel der Knechtschaft tragen, so muß ein Mädchen aus dem königlichen Stamme dem Altare ihr Leben darbieten. — Ich gebe euch, treue Mitbürger! meiner geliebten Tochter, meiner Chariklea, Leben; und ihr sollt frei, Sieger — Sieger der Spartaner seyn! — Diese Mauern sollen stehen; in diese Tempel soll ewig die fromme Menge der Bürger strömen; eure Häuser sollen euch, glückliche Eltern, Gatten und Kinder, umschließen, keine Kette soll eure Arme blutig reiben; ich gebe euch, was ich mehr als mein

Leben liebe, meine einzige Tochter zum Opfer, zum blutigen Opfer, die zürnenden Götter zu sühnen.

Chraiklea sank in die Arme der stützenden Mädchen.

Das Volk jauchzte, und bewarf Aristodem und Chariklea mit Blumen.

Die Priester traten nun hinzu zum Altar, streueten die heilige Gerste, entzündeten Feuer auf dem Altare, und gossen rothen Wein hinein. Dann führten Priester den Stier mit vergoldeten Hörnern, mit Blumen bekränzt, hinzu, schnitten das Haar von der Stirn und warfen es in die Flamme. Mit der geschliffenen Axt trennte der Priester den Kopf vom Nacken, fing das Blut auf, umwickelte mit Fett die blutigen Stücke, und legte sie in die Flamme, besprengte es mit dunkelm Weine.

Da hob der Opfergesang an. Es fleheten Priester, Männer, Jünglinge und Mädchen. So sangen die Priester:

Nimm Zeus und ihr andern Götter!
Nehmt gnädig das blutige Opfer,

Und wehret mit mächtigen Händen
Dem Männer tödtenden Kriege.

Und des Volkes Stimme strömte hinein in die Hymne:

Nimm Zeus, und ihr andern Götter!
Nehmt gnädig das blutige Opfer!

Da sangen die Jünglinge, und die Berge hallten:

Zeus schütze die zitternden Mädchen,
Die weinend dir, Mächtiger! flehen,
Daß nicht die blutige Erde
Ihr blühendes Leben auftrinkt.
Schützt, Götter! den lallenden Säugling,
Den Greis mit silbernem Haare, —
Daß der zum Manne emporreift,
Mit Rath der die Jünglinge stärkt.

Und des Volkes Stimme strömte hinein in die Hymne:

Schützt Götter den lallenden Säugling,
Den Greis mit silbernem Haare.

Da sangen flehend die Mädchen, und hoben die Hände empor:

Schützt, Götter! die streitenden Männer, —
Daß unter den blitzenden Speeren.

Die Haufen zitternder Feinde,
Ihr feindliches Leben ausbluten.
Schützt, Götter! Ithomens Mauern
Wir flehen, schützet die Tempel,
Daß spät Messenische Enkel,
Zum herrlichen Volke emporblühn.

Und des Volkes Stimme strömte hinein in die Hymne:

Daß spät Messenische Enkel
Zum herrlichen Volke emporblühn.

Und der Gesang verhallte. — —

Da führten zwei Priester Charikleen zum Altar. Sie schauete mit brennenden Augen unter die Jünglinge; aber Polydor sah sie nicht. Schwankend, weiß wie Schnee, ging sie zum Altar. — Ihr Herz schlug sichtbar. — Sie streckte die Hände empor. Götter!! — so sprach sie; mehr Worte vermochte ihr gebrochenes Herz nicht. Aristodem verhüllte sein Haupt, und der Priester erhob den blitzenden Stahl. —

Jetzt aber, — o Himmel! — stürzte bleich, — bebend, — odemlos, — mit wildem Haar, — wie ein zerstörender Blitz von

Zevs Hand geschleudert, — gefolgt von keuchenden Jünglingen, — das Schwerdt schwingend, — durch die Reihen der Mädchen — Polydor.

Opfert nicht! — schrie er mit gräßlicher Stimme — oder ich opfere, ich und meine Genossen, daß der Altar von eurem Blute dampft! Sie ist mein! — bei allen Göttern! mein! meine Verlobte! — Und die Jünglinge schlossen um das zitternde Mädchen einen fürchterlichen Kreis mit den blitzenden Schwerdtern. Starr stand die Versammlung, starr die Priester; die Flamme verlosch auf dem Altare.

Hört mich, Bürger Ithomens! — hört mich Aepytiden! — dumpf scholl die Stimme des Volks von Fluch und Entweihung.

Hört mich um der Götter willen! — Hier am Altare Apollo's bete ich, hört mich! — Seht! — er riß sein Gewand auf, seht! diese Wunden haben für euch geblutet, für euch und eure Kinder! — Dreimal hab' ich den Preiß der Tapferkeit mit meinem Blute errungen; da jauchzte mir unser ganzes Heer auf dem Schlachtfelde. — Denkt zurück, ich war es,

der den stolzen König Theopompus zurückgeißelte, mit blutigen Wunden zurückgeißelte: da verlobte mir Aristodem seine Tochter. — Sie ist mein! gehört nicht mehr zu den Aepytiden! — Komm, Chariklea! Sie sank neben ihm auf die Kniee. — Bist du nicht mein? — rede! —

Mit matter Stimme sagte sie: ich bin dein! — deine Verlobte!

Polydor. Ha! diesen Opferkranz von deinem schönen Haar! Er warf den Opferkranz in die sinkende Lohe. Wer hat Rechte an sie? — mit dem will ich rechten! der komme! — Er schwang sein Schwerdt.

Aristodem (sprang hinzu). Sie ist mein! Polydor! noch bin ich Vater! — sie ist mein! ein Opfer für den Zorn der Götter. — Kommt, Priester! nehmt die Jungfrau! —

Polydor. Nehmt! — kommt! — mit Blut will ich das Opfer färben. — Jungfrau? — Ha! so hört's! — Sie ist mein Weib! — trägt in ihrem Schooße mein Kind! — ist Mutter! mein, mein geliebtes Weib!

Ist das? Chariklea! fragte Aristodem kalt und bitter, — bist du schwanger? — ein Weib? —

Sie hob die Arme, die Augen, noch knieend, gen Himmel, und sagte: Ja! bei allen Göttern! ich bin, bin sein Weib; bin Mutter. —

Aristodem. Mutter! — Mutter! — Hier nimm meinen Vatersegen! — Er stieß ihr das Schwerdt in die Brust. Sie sank in die Arme Polydors. — —

Im starren, nächtlichen, tödtenden Schweigen war Polydor versunken. — Sie zuckte, und starb.

So stirb! — So zergehe, du Erde! du Himmel! mit ihr, rief Polydor, mit gräßlichem Blick auf sie hinstarrend. Du hast dein Opfer, Apollo! — du hast's! — Er schwang sein Schwerdt gen Himmel. — O, Chariklea! eile nicht! — Die Priester fielen in seine Arme.

Mit wildem stierem Blick rief er: fort! — ich opfere! — sie bebten zurück. — O, Cha-

riklea! O, Aristodem! — O, ihr Götter! — Er sank auf ihren Leichnam. — Ihr Blick winkt! — ich komme! — Weib! unschuldiges Opfer, ich komme! — Er stieß sich sein Schwerdt durch die Brust, — sank auf ihren Körper, und ihre Seelen flohen vereint. —

XIII.

Don Karlos.

Don Karlos von Schiller hat so allgemein die Aufmerksamkeit von Deutschland auf sich gezogen, und eine so allgemeine Aufmerksamkeit in einem so hohen Grade verdient, daß wir glauben, unsern Leserinnen keinen geringen Dienst zu thun, wenn wir ihnen eine kurze Lebensbeschreibung des unglücklichen Karls geben.

Es ist sicher eine schwere Unternehmung, mit Gewißheit die Ursachen zu entwickeln, welche diesen Jüngling zu dem fürchterlichen Abgrunde von Elend hinabstürzten, daß sein eigner Vater die Stimme seines Blutes nicht hörte, um das Blut seines Sohnes vergießen zu können.

Es ist erstlich nicht viel über das Schicksal dieses Fürsten bekannt geworden, und was bekannt geworden ist, sieht entweder einem Romane mehr ähnlich als einer Geschichte, oder es trägt die deutlichsten Spuren an sich, daß

das Gold des unmenschlichen Vaters die Federn bezahlt habe, welche das Gewebe von Elend dieses Jünglings zeichneten.

Der Abbé St. Real hat Don Karlos Leben beschrieben; er nennt es aber selbst eine nouvelle galante, und da möchte er wohl sehr oft die Wahrheit entstellt, oder doch wenigstens verschönert haben. Die spanischen und italiänischen Schriftsteller hingegen sind so partheiisch gegen den unglücklichen Karl und für den harten Philipp, daß sie eben so wenig Glauben verdienen. Strada in seiner Geschichte des belgischen Krieges, Ferreras in der allgemeinen Geschichte von Spanien, und Leti in dem Leben Philipps, behandeln den Karl so widersprechend mit seinen Vollkommenheiten, die sie selbst oft nicht läugnen können, daß man wohl sieht, was für ein Genius an ihrem Schreibpulte herrschte.

Herr v. Schiller ist in seinem Gedichte dem Abbé St. Real gefolgt, außer wo ihn die Kunst den Weg der Schönheit und der poetischen Wahrscheinlichkeit führen mußte; allein er ist doch seltener von dem Wege der Geschichte

abgewichen, als man bei einer Lektüre dieses erhabenen Gedichts glauben sollte.

Der Charakter Philipps von Spanien, des Vaters unsers unglücklichen Karlos, ist ein Meisterstück von Wahrheit und Haltung und von historischer Wirklichkeit bei Schiller. Er war ein Despot: ehrgeitzig bis zum Uebermaaß; eifersüchtig auf Alles, was nur im mindesten seinem Ansehen gefährlich scheinen konnte; stolz wie ein Gott, und furchtsam wie ein Mörder; wollüstig ohne Liebe und Vertraulichkeit; verschlossen, ohne Geheimnisse zu haben; mißtrauisch, und das Spiel seiner Höflinge; prächtig ohne Geschmack; abergläubisch ohne Menschlichkeit; grausam mit kaltem Blute, und hart nach Grundsätzen.

Welch ein Mensch, welch ein Fürst, und welch ein Monarch für so unendlich durch Sitten, Gesetze, Klima, Erwerb, Bildung und Religion verschiedene Provinzen! Welch ein Vater, welch ein Gatte, welch ein Sohn kann ein solcher Mensch für Kind, Gattin und Vater seyn!

Karlos Erziehung war streng, tyrannisch.

Rui-Gomez, nachher Fürst von Eboli, war sein Oberhofmeister, der Vertraute des harten Philipps. Wie leicht läßt es sich nun erklären, daß Karlos als Knabe Dinge machte, die von Verstecktheit, von Haß, von Bitterkeit zeugen. Sein Lehrer Bossulus, sagt Bayle, gab nach Karlos Tode ein Buch in Spanien heraus, von dem bösen unlenksamen Charakter des Karlos in seiner Kindheit; als ob Grausamkeit nicht immer den Charakter jedes Menschen zuletzt unlenksam macht. Und wie grausam man ihn behandelte, davon mag diese eine Erzählung zum Beweise, aber auch zum Beweise seines Herzens dienen.

Die Königin von Böhmen, Karlos Tante, ließ Karlos liebsten Pagen und Spielgefährten wegen eines kleinen Verbrechens peitschen. Karlos beklagte sich gegen sie mit der Leidenschaft eines wilden aufgebrachten Knaben. Seine Tante drohete ihm mit der Ruthe, und Karlos, außer sich über diese Beschimpfung, gab ihr eine Ohrfeige. Er fühlte selbst sogleich sein Verbrechen. Ein Bedienter trat in das Zimmer, wo Karlos sich hinbegeben hatte, und kündigte

ihm schluchzend an, daß sein Vater sein Todesurtheil gesprochen habe. Karlos erstaunte, aber erschrak nicht. Nur fragte er, ob er nicht Gnade erhalten werde? Jener versprach, für ihn zu bitten, und kam zurück, um ihm die Nachricht zu bringen, daß ihm der König zwar das Leben geschenkt habe, allein daß man ihm nun auch ohne alle Gnade die Hand, mit der er die Königin geschlagen hätte, abhauen werde. Er kam endlich mit einer derben Züchtigung davon.

Was für unauslöschliche Gefühle mußten in dem Herzen des Knaben gegen einen Vater rege werden, der für eine Unbesonnenheit ihn mit dem Tode, dann mit dem Verluste seiner Hand strafen will. Karlos Haß gegen Rui-Gomez wurde nun unauslöschlich, und Rui-Gomez, der Liebling des Königs, sah in dem Thronerben seinen bittersten Feind heranwachsen. Karlos war ehrgeitzig, standhaft, stolz, verschlossen: ganz natürliche Folgen seiner barbarischen Erziehung; allein freigebig, gegen seine Freunde in einem hohen Grade vertraut, und wenn er sprach, so sprach sein Herz.

Der Krieg zwischen Frankreich und Spanien wurde geendigt, und Elisabeth, die achtzehnjährige, reitzende, liebenswürdige, gefühlvolle, schwärmerische Elisabeth, als das Pfand des Friedens zwischen beiden Königreichen mit Karlos verlobt. Karlos erhielt ein Bild von seiner Elisabeth, und sie von ihm: ihre Reitze entzückten ihn, noch mehr aber der allgemeine Ruf ihrer Liebenswürdigkeit.

Zum erstenmale fühlte sich Karlos glücklich: seine Seele hob sich von Ahndungen, von Wünschen, Begierden, und ihr Gegenstand war die liebenswürdige Elisabeth. Ein neuer Verzug! — Karlos war entzückt, wie man aufs neue die Waffen ablegte. Der Friede wurde geschlossen, und Karlos strebte mit geöffneter Seele dem Tage entgegen, der seine Wünsche erfüllen sollte. Philipps Frau starb, und Philipp heirathete die liebenswürdige Elisabeth selbst.

Ein Donnerschlag für beide Herzen. Karlos Herz schloß sich auf immer für seinen Vater zu; er war der Räuber seiner Geliebten. Die junge Königin kam in Spanien an; ihr

Blick fiel ahnend auf Philipp, und der argwöhnische Despot fragte sie: betrachten Sie mein greises Haar? Ganz Spanien lag der jungen Königin zu Füßen, und Karlos mit Spanien. Sie war die einzige Königin, auch ohne Thron die Einzige. Ein Ausgang von ihr durch Madrit war für sie ein Triumph. Alle spanische Schriftsteller vereinigen sich in ihrem Lobe, und sie — übertraf es. Karlos wollte verzweifeln. Philipp befriedigte seine Wollust in ihren schönen Armen, ohne sie zu lieben, und ohne je ihr sein Herz zu öffnen. Elisabeth besaß nichts von Philipp, als seinen Körper und seine Begierden; seine Seele war voll Mißtrauen, Argwohn, und grausamer heimlicher Politik, Elisabeths offne Seele konnte darin nicht Platz finden.

Philipp sah die finstre Melancholie seines Sohnes, und der stolze Despot zitterte. Er wollte des ehrgeitzigen Jünglings Leidenschaft ableiten, und nahm ihn mit sich nach Arragonien, um in Toledo die Huldigung der Stände als Thronerbe des Reichs einzunehmen. Die Granden wurden aufgerufen, um dem

Prinzen die Hand zu küssen. Der Herzog von Alba fehlte, wie ihn der Herold aufrief. Er kam nachher, und der stolze Prinz, der den Regenten seines Vaters ohnehin schon haßte, versagte ihm den Handkuß, bis ihm der König befahl, Alba's Entschuldigung anzunehmen.

Ein neuer Feind des unglücklichen Karlos, der stolze, unversöhnliche, grausame, eherne Alba, der vielleicht allein von allen Menschen die Achtung des Königs besaß.

Man kam nach Madrid zurück, und Karlos Liebe für Elisabeth blieb immer lebendig, und auch Elisabeth war nicht unempfindlich gegen die schweigende, verzehrende Leidenschaft des unglücklichen Karlos. St. Real erzählt hier freilich einen langen und schönen Roman von der Liebe der Mutter und des Sohns, der Eifersucht der Fürstin Eboli, der Frau des Rui-Gomez auf Elisabeth, den geheimen Zusammenkünften der beiden Liebenden zu St. Justi und in Eskurial, und ihrem Vertrauten, dem Marquis de Posa, den der eifersüchtige König durch Banditen ermorden läßt; allein dieser Theil der Geschichte des Don Karlos wird

wohl ewig ein Geheimniß bleiben, obwohl man schlechterdings nicht läugnen kann, daß Karlos mit der Königin in einer Art von Einverständniß leben mußte. Man sieht das aus den Intriguen von Karlos Feinden, welche nicht allein ihn, den Prinzen, sondern auch Elisabeth stürzen wollten, und man überzeugt sich völlig davon, wenn man ihren Tod liest; denn sie starb auf eben die Weise wie Karlos, durch die Hände des grausamen Philipp. Auch Karlos Kälte gegen das schöne Geschlecht verstärkt die Beweise, daß er die Königin geliebt habe; denn unter allen Beschuldigungen, welche ihm die spanischen Schriftsteller machen, trifft nicht eine diese Seite des Jünglings, und Karlos muß, sowohl nach seiner körperlichen Beschaffenheit, als auch nach seinen übrigen Leidenschaften zu urtheilen, nicht gefühllos gegen die Liebe gewesen seyn.

Indeß wurde Karlos bald von Madrid und von der liebenswürdigen Elisabeth entfernt.

Karl der Fünfte starb zu Justi, wahrlich nicht in dem Rufe einer großen Rechtgläubigkeit. Sein Testament enthielt nicht die kleinste

Schenkung an die Klöster und an die Mönche: der überzeugendste Beweis in jenen Zeiten von der Heterodoxie eines Sterbenden; seine geistlichen Führer und seine Kabinetsprediger waren ebenfalls in starkem Verdacht der Ketzerei. Die heilige Inquisizion wagte es indeß nicht eher, das Andenken des großen Kaisers durch feindselige Schritte gegen seine Freunde zu beschmutzen, als bis Philipp ihr durch seine Scheiterhaufen, auf dem er die Ketzer verbrannte, Muth dazu machte.

Sie ließ die Freunde des großen Kaisers, seinen Prediger, seinen Beichtvater, und den Erzbischof von Toledo, anklagen und gefangen nehmen; sie hatte die Frechheit, diese drei Männer, ja selbst das Testament des Kaisers, zum Feuer zu verdammen.

Darauf bezieht sich die Stelle in Karlos von Schiller, wo Karlos zu Philipp sagt: Eben träumte mir, ich sähe das Testament des Kaisers, Ihres Vaters, auf einem Scheiterhaufen rauchen. — Dergleichen Anspielungen mehrere auf die Geschichte machen Schillers Gedicht oft dunkel.

Philipp, der eitle, ehrsüchtige, unmenschliche Despot, freute sich anfangs, die Größe seines Vaters, die er nie zu erreichen hoffte, herabzusetzen; indeß er suchte dennoch wenigstens das Testament seines Vaters und den Erzbischof vom Feuer zu retten, und Cazalla, in dessen Armen Karl der Fünfte seinen großen Geist aufgegeben hatte, wurde das Opfer des niedrigen Neids des Sohns von Karl und der Grausamkeit der Inquisizion: er starb in den Flammen. Die Inquisizion erstaunte selbst über die Riesenschritte, die sie gleich anfangs mit einem solchen Auto-da-fe zu ihrer Größe machte. Und Europa zeigte laut den Abscheu gegen den unnatürlichen Sohn, gegen Philipp, und gegen sein furchtbares Tribunal.

Karlos lachte und spottete bei den ersten Schritten der heiligen Inquisizion; wie er aber sah, daß es nicht leere Drohungen waren, und daß es Ernst mit den Feuerwerken wurde, welche die Inquisizion zur Ehre Gottes abbrannte, so konnte er nicht länger den Abscheu verbergen, den er gegen diese schändliche Handlung empfand. Er erklärte ganz laut Abscheu gegen

dieses blutige Tribunal, Haß gegen seine Schritte, und Verachtung gegen die Schwäche seines Vaters, der den blutigen Händen der Mönche das Andenken seines großen Vaters aufopferte. Die beiden jungen Prinzen, Don Juan, der Sohn Karls, und der Prinz von Parma, bezeugten eben so laut und öffentlich ihren Abscheu gegen die Grausamkeit, und Karlos drohete, die Inquisizion und ihre Glieder seine blutige Rache fühlen zu lassen, sobald der Thron sein sey.

Juan und Parma ließen sich von dem Könige dahin bringen, zu widerrufen; allein Karlos war auf keine Weise, weder durch Vorstellungen noch durch Drohungen, zu bewegen, einzugestehen, daß er Unrecht gehabt habe.

Die heilige Inquisizion faßte einen brennenden Haß, der noch durch die Furcht vor der Zukunft vermehrt wurde, gegen Don Karlos, und hetzte den Pöbel in Madrid gegen ihn auf. Der Pöbel murrte, der König legte sich mit seinem Ansehen dazwischen. Er wollte die heiligen Inquisitoren, deren Hände von dem Blute der Hingerichteten noch besudelt wa-

ren, mit dem unheiligen Karlos aussöhnen; allein wann wäre je der Fanatismus zu besänftigen gewesen? Das Murren des Volks wurde immer lauter gegen die drei königlichen Ketzer, und der König sandte sie nach Alkala auf die Akademie, um sie dem Gespräch des Volks und der Rache der Inquisizion zu entziehen.

Hierher begleitete sie der Graf Egmont, der größte Feldherr seiner Zeit, dessen Stirn mit den unvergeßlichen Lorbeern der beiden Schlachten bei St. Quintin und bei Gravelingen umkränzt war, und der jetzt nach Madrid von der Herzogin von Parma gesandt war, um dem Monarchen Wahrheiten zu sagen, welche keiner der kriechenden Höflinge dem Könige zu sagen gewagt haben würde.

Dieser freie Mann, dieser große Krieger, erregte in Karlos Seele die Begierde nach Ruhm und nach Schlachten, und Karlos versicherte dem Grafen Egmont, daß ihn beim Ausbruche der Unruhen in Flandern nichts abhalten sollte, selbst in Flandern zu erscheinen, um den Krieg unter ihm zu lernen. Karlos Aufenthalt in Alkala dauerte nicht lange. Ei-

ne Krankheit brachte ihn wieder nach Madrid unter die Augen seiner Feinde, und in die Atmosphäre seiner reitzenden Mutter zurück.

Seine Feinde mehrten sich. Alba hatte den schwarzen Plan entworfen, Johannen von Navarra und ihren Sohn nach Spanien entführen zu lassen, mit ihnen der Inquisizion ein Paar neue und gekrönte Opfer, und dem Könige, dem herrschsüchtigen Philipp, eine neue Provinz zu bringen. Alles war zur Ausführung bereit. Die edle Elisabeth erfuhr zufällig Alba's Plan; sie gab eilig der Königin von Navarra Nachricht davon, und der niedere Plan scheiterte.

Nichts ist einem Bösewicht empfindlicher, als ein mißglücktes Bubenstück. Alba brannte vor Rache gegen den Verräther seiner Unternehmung. Nach langem mühseligem Forschen erfuhr der rachsüchtige Herzog, daß Spaniens Königin seinen Anschlag zu Spaniens Größe, und zur Herrlichkeit der Inquisizion vernichtet hatte.

Karlos erfuhr erst nachher diese niedrige beschimpfende Unternehmung, und erklärte laut,

daß er einst die abscheulichen Rathgeber des Monarchen hart bestrafen würde. Karlos war für Alba und Rui-Gomez das drohendste Gewitter, das an ihrem Horizonte aufstieg; was Wunder, daß sie sich alle Mühe gaben, es zu zertheilen.

Alba und Gomez benachrichtigten den Monarchen von den Ursachen der gescheiterten Unternehmung, und gaben kühn Don Karlos als den Helfershelfer der Königin an. Man darf nur noch einen Blick auf dem Charakter Philipps werfen, um zu sehen, was diese Nachricht für Empfindungen in seiner argwöhnischen, eifersüchtigen und eiteln Seele hervorbringen mußte, — sein Sohn im Einverständnisse mit seiner Frau gegen ihn.

Unverzeihliches Verbrechen! Spaniens Königin im Bunde mit dem Infanten gegen den Monarchen! Karlos ist verloren! Nichts wird ihn retten, denn der Monarch ist Philipp!

Von diesem Zeitpunkte hebt der Haß Philipps gegen Karlos an. Er behandelte ihn hart, verächtlich, und schloß ihn von allen Re-

gierungsgeschäften aus; Karlos war beständig mit Spionen umgeben.

Jetzt erschienen die Deputirten von Flandern, der Marquis von Bergen, und der Baron von Montigni, in Madrid. Sie hatten den Auftrag, dem Monarchen Nachricht von den Bedrückungen, unter denen die flandrischen Stände seufzten, zu geben, und ihn zu ersuchen, denselben Einhalt zu thun. Sie kamen von einem Volke, welches wußte, was Freiheit war, zu einem Despoten, der nur die Völker als ein Saitenspiel seiner Finger ansah und behandelte; und Philipp versprach, den Niederländern an der Spitze einer Armee seine Antwort sagen zu lassen. Sie kamen von einem unglücklichen und unterdrückten Volke zu Elisabeth, zu der sanften, mitleidigen Elisabeth, und das schöne Herz Elisabeths öffnete sich ihren Klagen, und sie wurde bestimmt die Beschützerin der unterdrückten Nazion.

Auch hatten die beiden Deputirten Aufträge an Karlos: die beste Widerlegung der Beschuldigung der spanischen Schriftsteller gegen Karlos, als ob er von der Krankheit in Alkala

verrückt geworden sey. Ein ganzes Volk wird nicht mit einem Verrückten in Unterhandlung treten.

Karlos erklärte sich sehr bestimmt und offenherzig für die Niederländer. Seine Ruhmbegierde war erwacht; er erinnerte sich des Versprechens, das er dem Grafen von Egmont gethan hatte, und er forderte von seinem Vater das Kommando in Flandern, und setzte seinen Kopf für die Unterwerfung der Niederländer zum Pfande.

Der Monarch schlug nicht ab und bewilligte nicht. Karlos Bitte war zu bestimmt; Philipp fürchtete sich, ihm seine Bitte abzuschlagen; Karlos sollte Flandern beruhigen? Philipp beneidete schon voraus den Ruhm seines Sohns. Er versprach ihm endlich, ihn selbst in Flandern mit aller Pracht, die der Erbe aller der Königreiche verdiente, einzuführen. Alle Anstalten zur Reise wurden gemacht; Flandern bebte, ein Hinderniß über das andere verzögerte die Reise. Karlos hoffte noch immer geduldig. Philipp wurde krank; Europa zweifelte an der Wahrheit seiner Krankheit; der Hof

zuckte die Schultern, und schwieg ehrerbietig; Karlos, der ehrgeitzige Karlos, verstand allein diese Kunst nicht. In einer Gesellschaft wurde von Philipps Reise nach Flandern geredet; Karlos hatte eine Schreibtafel, und schrieb voll Ingrimm auf die erste Seite: Die großen und merkwürdigen Reisen des Königs Don Philipp. Auf eine jede Seite der Tablette schrieb er die Titel: Die Reise von Madrid nach dem Eskurial. Die Reise von Eskurial nach Madrid. Die Reise von Madrid nach Toledo. Die Reise von Toledo nach Madrid. Die Reise von Madrid nach Aranjuez. Die Reise von Aranjuez, in den Prado, von dem Prado nach dem Eskurial u. s. w. Die Tabletten kamen in die Hände eines Spions, und sie wurden dem eiteln, argwöhnischen Monarchen übergeben. Unglücklicher Karlos! dein Vater runzelte die Stirn, blieb kalt, antwortete nichts, schloß die Tabletten ein, und du bist verloren!

Die spanischen Geschichtschreiber, besonders der Sizilianer Buonfiglio, beschuldigen Don Karlos eines geheimen Einverständnisses mit den Rebellen, besonders eines Plans mit dem

Grafen Egmont, seinen Vater vom Thron zu stoßen, den König von Frankreich zu ermorden, die Königin Elisabeth von England zu heirathen; allein der Plan ist zu ungeheuer und zu romantisch, als daß es eine Erfindung des Grafen Egmont hätte seyn können. So viel ist gewiß, Karlos Anliegen an den Monarchen, ihm das Kommando über Flandern zu geben, und sein Briefwechsel mit Graf Egmont gingen fort, und erregten den Argwohn und den Haß des Vaters immer stärker.

Um diese Zeit wurde der Marquis Posa, der vertrauteste Freund Karlos, und wahrscheinlich der Geschäftsträger zwischen Karlos und den flandrischen Deputirten, von Meuchelmördern ermordet. Der Verdacht konnte auf Niemand fallen, als auf den Monarchen selbst. Posa liebte Karlos! und Karlos lieben, war Hochverrath in Madrid.

St. Real hat aus Posa den Vertrauten der Königin, Karlos und ihrer Liebe, und Schiller aus ihm das Ideal der Freundschaft und der philosophischsten Menschenliebe gemacht. Genug, Posa wurde ermordet, und Karlos

glaubte jetzt sich und sein Leben selbst nicht mehr in Sicherheit. Er foderte noch einmal, vielleicht aus Verzweiflung, von dem Monarchen das Kommando über die Armee, die nothwendig nach Flandern geschickt werden mußte, und foderte in so dringenden Ausdrücken, daß der Despot zitterte; allein noch mehr zitterten Alba und Rui-Gomez, daß der König seine Bitte bewilligen möchte.

Der furchtsame König gab Alba das Kommando, und machte Karlos einige Entschuldigungen: Ich darf den Thronerben diesen wüthenden Rebellen nicht aussetzen. Alba geht voran, dir den Weg zu bereiten. Karlos knirschte mit den Zähnen, und da Alba ihm die Nachricht brachte, so verlor Karlos die Besinnung, und zog den Degen auf Alba, und der Argwohn, der Haß, und die grausame Furcht seines Vaters vermehrte sich immer; der Blitz, der den Jüngling zerschmettern sollte, bildete sich schon in der Seele seines Vaters.

Diese abschlägige Anwort vermehrte die Bitterkeit des Jünglings gegen seinen harten Vater, und die Furcht vor heimlichen Angrif-

sen auf sein Leben, und brachte den Entschluß in seiner Seele zur Reife, nach Flandern wider den Willen seines Vaters zu gehen. Er berathschlagte mit Bergen und Montigni über die Mittel zu seiner Abreise, er wechselte mit Egmont und Oranien Briefe über die Art der Regierung in Flandern. Alles war bereit. Montigni besonders rieth ihm, sogleich Spanien zu verlassen: er fürchtete die Kälte Philipps, er fürchtete für Karlos Leben. Karlos selbst schien jetzt bestimmt in seinem Vater seinen Meuchelmörder zu ahnden. Er hatte in seinen Zimmern eine große Menge geladenes Gewehr. Er trug immer ein Paar Terzerole bei sich, und um nicht während des Schlafs überfallen werden zu können, ließ er sich von einem Künstler ein Schloß verfertigen, das nur von innen geöffnet werden konnte, und ein großes Geräusch bei Eröffnung der Thüre machte; und bei seinem Bette lagen immer zwei Pistolen und zwei Degen.

Der König erfuhr alle diese Anstalten, die Karlos für seine Sicherheit getroffen hatte, und konnte leicht vermuthen, daß er nicht die Ab-

sicht hatte, sich immer so zu benehmen; er fürchtete, daß Karlos entweder entfliehen, oder ihn selbst ermorden wollte. Er zitterte, und konnte sich zu nichts entschließen. Don Raimund de Taxis bestimmte seinen Entschluß. Er berichtete dem König, daß ein Franzose im Dienste der Königin für diese Nacht drei Pferde verlangt habe; zugleich erfuhr der König, daß die Morisken unruhig geworden wären; und Philipp entschloß sich, sich des Karlos zu versichern.

Es ist wahr, Karlos wollte diese Nacht abgehen. Er hatte Briefe aus Flandern, die seine Abreise eilig machten. Egmont und Horn waren die Opfer des grausamen Alba geworden; sie verloren ihren Kopf, weil sie dem grausamen Alba trauten; die Rebellen hatten die Waffen ergriffen, und der schlaue Oranien zeigte dem Infanten sehr bald, daß er eilen müßte, wenn er Flandern retten wollte. Karlos machte alle Anstalten: er hob zu Sevilla einhundert und funfzigtausend Thaler, bestellte Pferde und flog zu der Königin. Dort traf er Rui-Gomez. Dieser unterhielt den Prinzen so lange von dem

Aufstande der Morisken, daß es zu spät wurde, zu entfliehen. Karlos ging in sein Zimmer, legte sich nieder, und sank bald in einen tiefen Schlaf.

Während Karlos bei der Königin war, hatte der König das Schloß an seines Sohnes Schlafzimmer so ändern lassen, daß man es öffnen konnte. Und nun, da man ihn in tiefem Schlaf vermuthete, so ging der Vater in der Nacht nach dem 18ten Jenner 1568, begleitet von Rui-Gomez, dem Herzog Feria, dem Grafen von Lerma, dem Prior von Leon und einigen Andern nach dem Zimmer seines Sohnes.

Lerma öffnete die Thür: die Thür machte ein großes Geräusch, und Karlos schlief; Lerma nahm die Degen und Pistolen weg, und Karlos schlief; dann setzte er sich bei dem Bett auf den Koffer, worin das Schießgewehr lag, und der unglückliche Karlos schlief.

Jetzt traten der König und seine Begleiter in sein Zimmer, bewaffnet mit Degen und Pistolen, und der Jüngling erwachte nicht. Rui-Gomez weckte ihn. Karlos schlug die Augen

auf, erblickte seinen Vater und rief: Gott, ich bin verloren! Der König versicherte ihm, es sei zu seinem Besten nur geschehn. Da aber Karlos sah, daß der König sich einer Chatoulle mit Briefen bemächtigte, so stürzte er rasch und voll Wuth zum Bette heraus und in das Kamin voll Feuer. Man zog ihn zurück. Man trug nun alle Möbeln aus dem Zimmer des Unglücklichen, und gab ihm statt aller Pracht nichts als ein elendes Ruhebett. Keiner seiner Domestiken erschien wieder. Er wurde immer im Zimmer bewacht. Man gab ihm ein Trauerkleid; auch seine Wache, lauter Unbekannte, waren in Trauer gekleidet. So sah dieser unglückliche Erbe so vieler Kronen um sich her nichts, als das fürchterliche Bild des Todes.

Noch denselben Morgen wurde Montigni und Bergen gefangen genommen. Montigni verlor seinen Kopf, und Bergen nahm Gift. Sie waren, wie Karlos, die bittersten Feinde von dem Großinquisitor, dem Kardinal Espinosa; und ein Großinquisitor ist ein Feind ohne Menschlichkeit.

Philipp — war ruhig. Eine schreckliche, schauderhafte Ruhe. Er las Karlos Papiere, und sein Gesicht blieb kalt und ernst; fürchterliche Verbothen des Todes. Er übergab den größten Theil der Papiere des unglücklichen Karlos in die Hände des Großinquisitors und des Rui-Gomez, der beiden unversöhnlichen Feinde Karlos; er kannte sie, und zweifelte nicht an Karlos Verderben.

Europa erstaunte über die schauderhafte Begebenheit. Alle Fürsten baten den Vater, dem Sohne zu verzeihen; Philipp antwortete, daß er der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen müsse.

Die Inquisitoren instruirten mit unglaublichem Fleiß den Prozeß des unglücklichen, verlassenen Sohnes; sie vergaßen keine Form, und sie sprachen das Urtheil, daß Karlos im Gefängnisse bleiben sollte. Sie verglichen den König mit dem Allmächtigen, der seines eigenen Sohnes nicht verschont, sondern ihn für das Heil der Menschen dahin gegeben hätte.

Karlos Urtheil war gesprochen, und Karlos bezeigte sehr bestimmt die Rache, die er an seinen Richtern dereinst nehmen würde. Sie

bebten bei dem Gedanken an Karlos fernerm Leben. Das Volk in Madrid, das sonst wider Don Karlos war, fing an, sein Mitleiden mit seinem künftigen Könige laut zu äußern. Philipp zitterte, ihn gefangen zu behalten und ihn frei zu geben.

Man gab ein langsames Gift unter sein Essen, man goß Gift auf seine Wäsche, um ihn langsam zu tödten. Vergebens. Der Despot sollte ganz Despot seyn, und der Welt zeigen, wie tief der Mensch sinken kann. Man kündigte dem Jünglinge den Tod an, gab ihm die Wahl unter den verschiedenen Todesarten.

Er empfing die Nachricht mit Ruhe. Sein Vater oder sein Blutrichter war Fels genug, ihn noch zu besuchen. Man hatte Karlos gerathen, um Gnade zu bitten. Wie Philipp in das Zimmer trat, so sagte ihm Karlos: bedenken Sie Vater, daß Sie Ihr eigenes Blut, das in Ihres Sohnes Adern fließt, vergießen wollen!

Philipp antwortete kalt: Ich lasse Ader, wenn ich schlechtes Blut habe.

Karlos wendete sich stolz zu der Wache: Ist

Philipp — war ruhig. Eine schreckliche, schauderhafte Ruhe. Er las Karlos Papiere, und sein Gesicht blieb kalt und ernst; fürchterliche Verbothen des Todes. Er übergab den größten Theil der Papiere des unglücklichen Karlos in die Hände des Großinquisitors und des Rui-Gomez, der beiden unversöhnlichen Feinde Karlos; er kannte sie, und zweifelte nicht an Karlos Verderben.

Europa erstaunte über die schauderhafte Begebenheit. Alle Fürsten baten den Vater, dem Sohne zu verzeihen; Philipp antwortete, daß er der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen müsse.

Die Inquisitoren instruirten mit unglaublichem Fleiß den Prozeß des unglücklichen, verlassenen Sohnes; sie vergaßen keine Form, und sie sprachen das Urtheil, daß Karlos im Gefängnisse bleiben sollte. Sie verglichen den König mit dem Allmächtigen, der seines eigenen Sohnes nicht verschont, sondern ihn für das Heil der Menschen dahin gegeben hätte.

Karlos Urtheil war gesprochen, und Karlos bezeigte sehr bestimmt die Rache, die er an seinen Richtern dereinst nehmen würde. Sie

bebten bei dem Gedanken an Karlos fernerm Leben. Das Volk in Madrid, das sonst wider Don Karlos war, fing an, sein Mitleiden mit seinem künftigen Könige laut zu äußern. Philipp zitterte, ihn gefangen zu behalten und ihn frei zu geben.

Man gab ein langsames Gift unter sein Essen, man goß Gift auf seine Wäsche, um ihn langsam zu tödten. Vergebens. Der Despot sollte ganz Despot seyn, und der Welt zeigen, wie tief der Mensch sinken kann. Man kündigte dem Jünglinge den Tod an, gab ihm die Wahl unter den verschiedenen Todesarten.

Er empfing die Nachricht mit Ruhe. Sein Vater oder sein Blutrichter war Fels genug, ihn noch zu besuchen. Man hatte Karlos gerathen, um Gnade zu bitten. Wie Philipp in das Zimmer trat, so sagte ihm Karlos: bedenken Sie Vater, daß Sie Ihr eigenes Blut, das in Ihres Sohnes Adern fließt, vergießen wollen!

Philipp antwortete kalt: Ich lasse Ader, wenn ich schlechtes Blut habe.

Karlos wendete sich stolz zu der Wache: Ist

mein Bad fertig? Er sollte nemlich im Bade die Adern öffnen, und so sterben.

Philipp fragte kalt: Hast du mir noch etwas zu sagen?

Nichts! antwortete Karlos, und nur auf Anderer Rath habe ich um Gnade gebeten. Hätte ich es nicht gethan, so wäre mein Tod ruhmwürdiger als Ihr ganzes Leben!

Der König ging ohne irgend ein Zeichen von Rührung hinaus. Karlos stieg ins Bad, ließ sich die Adern an den Armen und Beinen öffnen. So saß er, und drückte das Miniaturportrait der Königin an seine Lippen, und in dieser Betrachtung verließ ihn sein Geist.

In einer Reisebeschreibung von Spanien erzählt die Gräfin d' Aunoy, daß sie in Buitrago ein Gemählde von Karlos Tode gesehen habe. Er sitzt in einem Lehnstuhle, vor ihm steht ein Tisch mit einem Giftbecher, im Hintergrunde bereitet man ein Bad, wahrscheinlich weil das Gift seine Wirkung nicht gethan hatte.

Man weiß die Zeit nicht genau, wann er starb. Man weiß nur, daß es lange vorher

war, ehe man seinen Tod bekannt machte. Philipp ließ eine lange Erzählung drucken, von Karlos Krankheit und Tode, die er sich durch seine Ausschweifungen sollte zugezogen haben.

Der Schmerz des Volks und der Domestiken des Infanten wurden so laut, daß ihn auch die reichlichst bezahlten Schriftsteller des Königs nicht abzuläugnen wagten. Philipp belohnte Karlos Bedienten, und seine Freunde königlich, um ihre Klagen und ihr Murren zum Schweigen zu bringen.

Karlos Leiche wurde königlich begraben, und Philipp verläugnete auch hier sein Herz von Marmor nicht. Er sah sehr ruhig aus seinem Fenster den Leichenzug und die lauten Zeichen der Klagen des Volks mit an. Die Königin bezeugte laut den Antheil, den sie an des unglücklichen Jünglings Schicksal nähme; ach, sie ahnete nicht, daß auch ihr Tod schon bereit oder bereitet war.

Vier Monate nach Karlos Tode brachte einen Morgen die Herzogin von Alba der Königin eine Arzenei. Die Königin wollte sie schlechterdings nicht nehmen, und die Herzogin be-

stand darauf, und berief sich auf die Aerzte. Die Königin weigerte sich bestimmt. Jetzt trat Philipp herein, und bat Elisabeth, die Arznei zu nehmen. Weil Sie wollen, sagte die unglückliche Fürstin, so muß ich. Sie trank die Arzenei. Philipp ging, und nach einer halben Stunde kam er in tiefer Trauerkleidung zurück, und erkundigte sich, wie sie sich befände. Elisabeth befand sich sehr übel, und am Abend, nach heftigen Schmerzen und Erbrechen, war sie todt. Sie starb, wie Karlos, im vier und zwanzigsten Jahre ihres Lebens. Philipp und sein ganzer Hof legte feierlich die tiefste Trauer an, und rief hundertmal: Welch ein Weib habe ich verloren! Wilhelm von Oranien nannte ihn um eben diese Zeit öffentlich in seiner Schutzschrift für sich, öffentlich vor ganz Europa, den Mörder seines edeln Sohns und seines tugendhaften Weibes, und Philipp schwieg, und das Heer seiner gemietheten Federn schwiegen bei diesen Beschuldigungen des großen Rächers des unglücklichen Karlos.

XIV.

Natur, du bist gut.

Zu diesem grausamen, christlichen, gebildeten europäischen Vater, den wir unsern Leserinnen in Philipp, dem Könige von Spanien, eben gezeichnet haben, wollen wir ein Gegenbild aus den Wüsten von Nordamerika, aus einer wilden, rohen, ungesitteten und verachteten Nazion herzeichnen.

In den letztern Kriegen in Amerika schlug ein Haufen von Wilden, aus dem Stamme der Abenakis, ein Detaschement Engländer. Die Engländer waren getrennt und verloren. Ueberall von grausamen, rachsüchtigen und erbitterten Feinden, überall von Bergen, Klippen, Seen und reißenden Flüssen umgeben, konnten die Engländer auch nicht einmal die fernste Hoffnung fassen, zu entkommen. Sie zogen sich zurück, die Abenakis verfolgten sie auf ihrer Flucht: die Engländer wurden umringt,

aufs neue getrennt, und nun mit einer so grausamen Barbarei behandelt, daß selbst in diesen Gegenden wenig Beispiele von einer solchen Grausamkeit aufzufinden sind.

Ein junger englischer Offizier floh; zwei Abenakis verfolgten ihn mit aufgehobener Streitaxt. Der Engländer sah sich verloren, und er suchte nur sein Leben so theuer zu verkaufen, als möglich. In diesem Augenblick nähert sich ihm ein alter Abenakis, bewaffnet mit einem Bogen, und will ihn mit einem Pfeile durchbohren. Er spannt den Bogen, betrachtet den Engländer, und schnell spannt er den Bogen wieder ab, und wirft sich zwischen den Engländer und die beiden Wilden, die ihn eben niederhauen wollen. Der Alte faßte den Engländer bei der Hand, die beiden Wilden ließen ehrerbietig die Axt sinken, und der Alte liebkoßte den erschrockenen Engländer, machte ihm Muth, und führte ihn in seine Hütte.

Hier behandelte er ihn mit einer mehr als väterlichen Güte; der Engländer war nicht sein Sklav, er war sein Freund. Der Alte lehrte seinen jungen Freund die Sprache der Abena-

kis, die Kunst ein Kanot zu bauen, Bogen und Pfeile zu machen, die Axt zu führen, und die Jagd. Sie lebten Beide sehr vergnügt mit einander. Der Engländer begriff den Wilden nicht; denn oft sah ihn der Alte mit nassen Augen lange und starr an, dann schlug er die Augen in die Wolken, und drückte den Jüngling an seine Brust.

Er brachte ihm die schönsten Mädchen des Dorfs, und bat ihn, eins von diesen Mädchen zu wählen. Der Engländer wählte endlich, und der Alte tanzte vor Freuden wie ein Unsinniger umher, und drückte den Engländer entzückt an seine Brust. Der Tag der Verbindung war angesetzt; doch ehe er erschien, mußten die Abenakis wieder ins Feld gegen die Engländer.

Der Alte, noch stark genug, die Beschwerden des Kriegs zu tragen, machte sich mit seinem Freunde auf den Weg. Sie durchstreiften ungeheure Wälder; endlich kamen sie auf eine Ebene, und ein Lager der Engländer stand vor ihnen.

Der Alte zeigte dem Engländer das Lager

seiner Landsleute, und sah ihn starr dabei an. Dort sind deine Brüder! sagte er, sie wollen uns ermorden, die Grausamen! Ich habe dir das Leben erhalten, ich habe dich ein Kanot bauen, Bogen und Pfeile machen lehren, die Axt habe ich dich führen lehren. Was warst du, wie ich dich in meine Hütte führte? Deine Hände waren die Hände eines Kindes, sie konnten dich nicht ernähren und nicht vertheidigen. Deine Seele war in tiefer Nacht; du wußtest nichts, du bist mir Alles schuldig — Nein, du bist nicht so undankbar, mich zu verlassen, und die Axt gegen mich zu erheben?

Nein, sagte der Engländer, nein, ich werde nie gegen die Abenakis streiten; sie sind meine Brüder; allein — die Engländer — bedenke selbst!

Du willst nicht gegen sie fechten? — So höre! Ich hatte einen Sohn; ich habe ihn an meiner Seite fallen sehen, das Opfer der Grausamkeit deiner Brüder. Er starb wie ein Abenakis, bedeckt mit Wunden; aber ich habe ihn gerächt! Der Wilde legte bei diesen Worten beide Hände über das Gesicht, beugte sein Gesicht

nieder, und vergoß heiße Thränen. Dann richtete er sich wieder auf, und sah den Engländer zärtlich an. Ich gab dir das Leben, und du solltest mein Sohn seyn! Bist du es?

Bei Gott, ich bin es!

Der Alte schien einen Augenblick nachzusinnen; dann fragte er mit einer unruhigen Zärtlichkeit: Hast du noch einen Vater? —

Er lebte noch, antwortete der Engländer, als ich mein Vaterland verließ!

Wie unglücklich muß er seyn! rief der Alte, und schlug die Augen in die Wolken. Er zitterte, er athmete kaum, und seine Seufzer, die er mit Gewalt zurückhalten wollte, erstickten ihn fast. Nach und nach beruhigte er sich, und wendete sich gegen Morgen; er zeigte dem Engländer die aufgehende Sonne, und fragte ihn: Siehst du die leuchtende Sonne? Freust du dich, wenn du den schönen Himmel betrachtest? — Ich, setzte er kopfschüttelnd hinzu, ich freue mich seiner nicht mehr.

Nun zeigte er dem Jüngling einen Baum voll Blüthe, und sagte: Siehe den schönen Baum! Du freust dich bei seinem Anblick —

ich freue mich nicht mehr darüber! Eilig setzte er hinzu: Geh, geh zu den Deinigen, damit dein Vater sich der aufgehenden Sonne und der Blumen des Frühlings freuen kann!

Ich darf wohl kein Wort hinzusetzen, um unsere Leserinnen aufmerksam auf das schöne Herz, auf die zarte Empfindung des Vatergefühls, auf die edle Güte, und auf die sanfte Großmuth dieses Wilden zu machen. Und das war ein Wilder, ein roher, auf der Jagd, in beständigen Kriegen, unter immerwährenden Scenen der Grausamkeit und des Blutvergießens erzogner Wilder!

Welch eine Menge von Aberglauben, Verdorbenheiten, Schmeichelei, Verführung und bösen Beispielen gehören also dazu, aus dem Herzen eines Menschen alle Gefühle der Natur so weit auszurotten, daß ein Vater, wie Philipp, der Christ, der König, der gebildete Spanier wird.

O, es ist nichts wahrer als die Stelle des ehrwürdigsten Buches: und Gott sah an Alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war Alles sehr gut!

XV.

Ueber die Livreen und über einige Moden der Alten.

Die Livreen der Bedienten sind noch ein Ueberbleibsel der Chevallerie, und sehr wahrscheinlich auch arabischen Ursprungs.

In dem ganzen Oriente kennt man eine Blumensprache der Liebe, mit welcher der Perser, Türke, Indier seine Empfindungen seiner Geliebten eben so lebhaft auszudrücken weiß, als unsere jungen Herrn die ihrigen in ihren hochtrabenden Billetsdoux. Die Farbe der Blume, die Blume selbst, und die Art, wie die Blume neben eine andere gebunden wurde, zeigte die zartesten und spitzfindigsten Empfindungen oft sehr glücklich.

Diese Kunst brachten die Araber mit nach Spanien, und von diesem Gebrauche her ha-

ben noch jetzt wahrscheinlich die Farben ihre Bedeutung bei der Liebe. Blau, grün und rosenroth bedeutet noch jetzt bei uns Treue, Hoffnung, Liebe.

Die galanten Araber trugen bei den Tournieren auf ihren Schildern Sinnbilder, Denksprüche und dergleichen, blos um sich ihren Damen kenntlich zu machen, oder sie an gewisse Begebenheiten zu erinnern. Auch die Farben mit ihren Bedeutungen machten einen großen Theil des Ritterputzes und der Galanterie aus. Man trug die Farbe seiner Dame, kämpfte für die Farbe, und man wußte sehr gut, was man mit den Farben wollte.

So wurden Wappenschilder und Farben sehr bald eine eigene Wissenschaft für die Ritter, und da in Frankreich die Chevallerie ihren höchsten Glanz erreichte, so waren auch hier die Farben und Wappen am bestimmtesten.

Die Farbe diente nicht allein dazu, sich selbst zu bezeichnen, sondern auch das Land, aus dem der Ritter herstammte; sogar die Vasallen eines mächtigen Ritters trugen auch die Farbe ihres Lehnsherrn. Die Bedeutung der

Wappen und Farben ging endlich verloren, allein sie selbst erbten auf die Familien der Ritter fort, und sie wurden zuletzt nichts als bizarre Familienabzeichen. Endlich hörte auch der Gebrauch von bestimmten Farben für die Ritter selbst auf; man behielt sie blos in den Wappen, und ließ sie von den Domestiken tragen: und so entstanden die buntschäckigen Livreen der Bedienten, bei denen Niemand etwas denkt, weil nichts mehr dabei zu denken ist.

Einige Farben haben sich bis jetzt noch bei einigen Häusern erhalten, wie zum Beispiel bei dem Hause Oranien die gelbe Farbe, die an so unendlich vielen Streitigkeiten Schuld gewesen ist. Die Farbe des Königs von Frankreich war blau, weiß und roth. Weiß war eigentlich die Farbe der Nazion, roth die Farbe der Würde, und blau die Familienfarbe von Hugo von Capet: jetzt die Farbe der Nazion.

Zweimal des Jahrs theilte der König rothe Mäntel an die Ritter aus, die zu seinem Hofe und zu seinem Staatsrathe gehörten, um

sie mit dem Ansehn der königlichen Würde zu sichern.

Im zwölften bis funfzehnten Jahrhundert trugen die Edeln lange Kleider mit Schleppen, um die Eitelkeit zu haben, einen Pagen hinter sich her treten zu sehen, der die Schleppe trug.

Das Schleppkleid ist zu den Damen von den Männern übergegangen, denn die Mode wechselt selbst von einem Geschlecht zum andern; doch ist noch immer die Schleppe das Zeichen des höchsten Putzes.

Nur dem Ritter war es erlaubt, über dem eigentlichen Kleide noch einen Mantel her zu tragen, der mit Hermelin gefüttert war; und selbst ein König durfte nicht eher Gold auf seinem Kleide tragen, als bis er zum Ritter geschlagen war.

Lange Degen, ein Küraß oder wenigstens ein Wappenrock, ein Helm, war zuerst der Putz des Ritters; nach und nach verschwanden die Zeichen des Kriegs, und das Abzeichen des Adels war ein großer Beutel, der am Gürtel hing, und eine Art Kappe mit einem hinten

herabhängenden Schwanze, ein großer runder Kragen um den Hals, mit Einem Worte, ein wahrer Pantalons-Habit; dann trug der Adel wieder Degen, und jetzt ist der Degen wieder bloß das Kennzeichen des Militairstandes, oder das Abzeichen eines Amtes.

Unter Karl dem Fünften von Frankreich trug man Kleider, auf welche alle Farben und Sinnbilder des Wappens seiner Familie gestickt waren: eine buntschäckige, lächerliche Tracht; doch der Adel hatte, was er wollte; man kannte ihn den Augenblick an seiner bunten Jacke, und vergaß den Respekt nicht.

Im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts trug man gar Kleider, Tag- und Nachtfarbe: die eine Hälfte von dieser, die andere von jener Farbe. Das eine Beinkleid z. E. roth, das andere weiß, den einen Aermel schwarz, den andern grün, so auch Mütze, Strümpfe und sogar Stiefel; allein immer die Farben seiner Familie oder seines Amtes.

Bis hieher ins funfzehnte Jahrhundert hatte man ungeheuer weite Kleider getragen, mit langen Schleppen, bis auf die Schuhe fallen-

den Aermeln; am Ende desselben Jahrhunderts fiel man auf das andere Extrem. Man trug nun so enge und fest anschließende, so verrätherische Kleider, daß diese Kleider sehr wohl den wollüstigen Hof Franz des Ersten bezeichneten. Der Stutzer Beinkleider gingen nicht bis an die Kniee; allein dagegen trugen sie einen kurzen Frauenzimmerrock, auf dem Kopfe eine Art weiblicher Koeffüre, und im linken Ohr eine Perle.

Die Damen trugen eine Mütze, in der Form eines Zuckerhuts; der oben an dem Zuckerhut festgemachte Schleier zeigte durch seine Länge den Stand der Dame. Der Bürgerin flatterte der Schleier bis auf die Schultern; allein den adlichen Damen fiel er bis auf die Erde, und ersetzte die ehemalige Schleppe.

Die Hüte der Damen kamen unter Franz dem Ersten auf, unter Heinrich dem Großen trug man kleine Mützen und große Halskragen, und von dieser Zeit hat ein Kragen, der vor einigen Jahren Mode war, den Namen Henri quatre behalten.

Unter Franz dem Zweiten fanden die Manns-

personen, daß ein dicker Bauch ein majestätisches Ansehn gäbe; sie stopften sich also ganze große Unterlagen voll Pferdehaare vor den Bauch; die Damen sahen die dickbäuchigen Herren mit fressendem Neide; man wollte ebenfalls ein majestätisches Ansehn haben, und die Damen, aus einem Geiste des ewigen Widerspruchs, legten sich die Wülste und Kissen hinten an, und der Cul postiche war erfunden.

Eine solche Gesellschaft mag ein lächerliches Ansehn gehabt haben: die Herren von vorn aufgeschwemmt, die Damen von hinten, und was das Lächerlichste dabei ist, so wurde dieser Theil, worauf die Damen sitzen, ein so interessantes und beträchtliches Stück der Schönheit, daß das Gesicht ganz und gar darüber vergessen wurde. Man bedeckte das Gesicht mit großen Kappen und Masken. Maskirt ging man auf die Promenade, auf Bälle, zu Visiten, in die Kirche, selbst zur Trauung. Ein ungeheurer Cul postiche war der ganze Reitz, den die Damen wollten: eine sehr wohlfeile Schönheit!

So wie aber die Natur ihre Rechte wieder über den Cül der Damen, und den Bauch der

Herren eroberte, und beide nach und nach wieder eine gemäßigtere Form bekamen, so fing man an, auch wieder das Gesicht sehen zu lassen; allein noch nicht ganz, denn die Damen klebten nun eine ungeheure Anzahl Mouschen ins Gesicht, daß es noch immer maskirt war. Die Schminke verdrängte die Mouschen, und dann die ungeheuern Fischbeinhüften, den ungeheuern Cül. Auch die Fischbeinröcke erlebten ihren Tod, Poschen verdrängten sie, und die Poschen wurden zu unsern Zeiten wieder von dem Cul verdrängt, obgleich unsere jungen Herren nichts weniger als dicke Bäuche vor sich her trugen, sondern oft so abgezehrt waren, daß es ein Mitleiden erregender Anblick war, einen so schmächtigen jungen Herrn bei einer mit einem so majestätischen Cul begabten Dame hertrippeln zu sehen.

Sie sehen, meine Damen, wie wandelbar das Reich der Mode ist, und wie launenvoll! Sollte denn nicht einmal die Zeit kommen, wo die Natur Mode würde, und wo Männer und Weiber die reitzende Livree der Natur trügen? Wir wollen es hoffen!

XVI.

Der Tanz.

Der Tanz, das Lieblingsvergnügen der Damen, verdient sicher in einer Schrift, die für das schöne Geschlecht bestimmt ist, eine Untersuchung. Der Tanz ist ein so natürlicher Ausdruck der Freude, daß fast auf dem ganzen Erdboden kein Volk ist, das nicht tanzte.

Bei den meisten Völkern des Alterthums war der Tanz eine Zeremonie des Gottesdienstes; die Priester, ja selbst die Könige, tanzten bei feierlichen Begebenheiten, um der Gottheit ihren Dank abzustatten. Bei den Griechen und Römern wurde beinahe kein feierliches Opfer, keine öffentliche Lustbarkeit ohne Tanz vollendet, bis denn endlich der Tanz ein allgemeiner Ausdruck der Freude, und selbst in die Gesellschaften eingeführt wurde, woran jeder Theil nahm.

Der trägere Morgenländer tanzt zwar nicht

selbst; allein demungeachtet hält er das Tanzen für ein großes Vergnügen; sein Vergnügen besteht nur im Zuschauen. Der Türke sitzt auf seinem Polster, schlürft seinen Kaffee, raucht seinen Tabak, und seine Sklavinnen ergötzen ihn alle Abend mit ihren Tänzen.

Der Hindus hat eine eigene Klasse von Mädchen, die Bajaderen, welche sowohl die öffentlichen Tänze in den Pagoden übernommen haben, und auch in die Häuser der Vornehmern kommen, und bei Festen die Gäste mit ihren Tänzen ergötzen.

Nur bei uns Christen ist der Tanz eine spätere Erfindung. Weil der Tanz zu der Religion der Heiden gehörte, so wurde er als eine heidnische Religionszeremonie den ersten Christen ganz vollkommen untersagt, und da endlich die heidnische Religion durch die christliche ganz vollkommen gestürzt war, so fiel auch der Tanz mit ihr.

Jeder Versuch, den glückliche und fröhliche Menschen machten, durch Tänze ihre Freude auszudrücken und mitzutheilen, wurde sogleich in der Geburt erstickt. Die Prediger machten

den Tanz zu einem Gegenstande ihrer feurigsten und heftigsten Deklamazionen, nannten ihn heidnisches Wesen, Lüderlichkeit, Abgötterei. Dekrete der Kirchenversammlungen, der Päbste, der Bischöfe, aller Fürsten, verboten die Tänze, und belegten die Tänzer mit schweren Strafen.

Sie sehen also, meine Leserinnen, es war sehr schwer, den Tanz, dieses schöne, gesellschaftliche Vergnügen, wieder empor zu bringen, und vierzehn Jahrhunderte hindurch hatten sich die christlichen Füße dieses Vergnügen nur ganz in der Stille erlauben dürfen; und was wir noch von diesen Tänzen wissen, giebt auch eben kein reitzendes Bild von ihnen.

Sie haben den Tanz dem Aufleben der Wissenschaften und Italien zu danken. Im funfzehnten Jahrhundert wurde, da man in Italien theatralische Vorstellungen gab, der Tanz zuerst auf das Theater gebracht, und man sah die ersten Ballets. Dann kam auch der Tanz an die Höfe der Fürsten, und wurde ein Theil der großen Feierlichkeiten. Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts gab man schon zu Mailand dem Könige von Frankreich

einen großen feierlichen Ball, auf dem selbst zwei Kardinäle mit tanzten.

1562 gaben die geistlichen Väter zu Trident, wo sie sich versammelt hatten, um die römisch-katholische Religion zu bestimmen, dem Könige Philipp dem Zweiten einen feierlichen Ball, auf dem die Herren Kardinäle, Bischöfe und Prälaten mit deutschen, spanischen und italiänischen Damen tanzten.

Der damals gewöhnliche Tanz hieß Pavane, ein ernsthafter, feierlicher, langsamer, stolzer Tanz, der den geistlichen Fürsten und den feierlichen Damen nichts von ihrer Würde benahm, den der stolze Monarch selbst tanzen konnte, ohne sich herabzulassen.

Man kann diesen Tanz aus seinem Namen am richtigsten beurtheilen. Pavane kam von Paon (Pfau); se pavaner heißt jetzt noch, einen feierlichen stolzen Gang haben. Was aber noch bestimmter beweißt, daß dieser Tanz sehr feierlich war, ist die Kleidung, worin er getanzt wurde. Wir haben noch ein Buch von einem Tanzmeister aus diesen Zeiten, daß eine große Menge tanzender Figuren und auch die Musik

zu den Tänzen enthält. Die männlichen Figuren stehen ernst da, alle den Hut in der Hand, und die andere Hand biethen sie der Dame. Sie haben alle lange Mäntel auf den Schultern, und der Mantel hängt ihnen, wie bei unsern Predigern, über den Arm, an der Seite haben sie lange Degen. Die Damen, deren Bildnisse hier stehen, tragen so ungeheuer lange und schwere Kleider, daß es schlechterdings eine Unmöglichkeit ist, in diesen Kleidern rasch zu tanzen, ohne zu fallen.

So war also in Italien zuerst der Tanz wieder das Vergnügen der Großen geworden, und von Italien ging er mit Catharina von Medicis nach Frankreich über. Diese intrigante und staatskluge Frau machte den Hof zu dem Aufenthalte der ausgesuchtesten Freuden für die ehrsüchtigen jungen Edelleute. Sie war es, die dem feierlichen stolzen Pfautanz (pavane) Leben und Grazie gab, und der jetzt schnelle fröhliche Tanz hatte einen großen Einfluß in die Mode. Die langen, ehrwürdigen, schleppenden und verhüllenden Kleider der Damen und Herren mußten dem Tanze weichen;

kurze, leichte, zierliche, glatt anschließende Kleider kamen an ihre Stelle, und das Reich der Mode erlitt eine Revoluzion, die unerhört war, und mit ihm das Reich aller Ideen.

Statt langer auf der Erde hängender Kleider, trug man nun kurze, nicht einmal bis auf die Knöchel gehende Röcke, und der Fuß der Damen wurde jetzt ein Gegenstand der Begierde. Zum erstenmale hörte man nun einen runden Arm, einen schönen Hals, eine volle Brust zu den ersten Schönheiten des schönen Geschlechts zählen, denn vorher lagen alle diese Theile unter Schleier, Kragen und Aermeln begraben. Der Tanz wurde unter Catharinens Regierung ein Vergnügen; vorher war er nichts als eine Feierlichkeit gewesen. Catharine erfand auch die maskirten Bälle. Man kannte zwar schon Maskeraden, allein man tanzte nicht; es war blos eine Art stummer Komödie, die der Hof aufführte. Catharine belebte die Masken durch den Tanz; und Catharine verstand sich aufs Maskiren.

Meine schönen Leserinnen können leicht denken, daß man nun andere Arten Tänze erfand,

als die Pavane. Die Tänze bekamen nun Mannichfaltigkeit, und unter dem mannichfaltigen Namen der Pas dieser Zeiten, finde ich dennoch einige, die wir noch kennen. Man tanzte des tordions, des rus de vaches, des jetés, chassés, coupés, balancés u. s. w.

Auch des Namens Menuet und Allemande finde ich hier schon erwähnt: ein Beweis, daß der Tanz auch schon in Deutschland allgemein geworden war. Es kamen nun fast alle Landtänze an die Höfe, und der Tanz wurde nun wild, und vielleicht zu rasch und zu fröhlich.

Die ältesten französischen Tänze hießen Branles, und wurden von Jedermann getanzt; man fing gewöhnlich mit den Branlen die Bälle an, so wie jetzt mit der Menuet. Der Chapeau faßte die Dame bei der Hand, tanzte ein Paar Schritte vorwärts, und dann wieder rückwärts, mit einem mäßigen und ruhigen Pas.

Allein man hatte auch lustige Branlen, (des branles gais) die gleichsam Charaktertänze waren, z. B. der Tanz der Wäscherinnen. Man schlug bei diesem Tanze in die Hände, als ob man Wäsche schlüge, den Kräu-

seltanz, den Pferdetanz, in welchem der Tänzer das Wiehern der Pferde und ihr Springen nachmachte. Zu unsern Zeiten muß man etwas Aehnliches haben, denn ich habe viel von einer Tour, die Gallopade heißt, reden hören. Der merkwürdigste unter diesen Charaktertänzen war der Fackeltanz. Er wurde nur bei großen Feierlichkeiten getanzt, als bei Krönungen oder Hochzeiten. Der Tänzer hatte in der einen Hand eine Fackel, in der andern seine Dame, und so tanzte man. Hieher gehört noch der Reihentanz, da eine ganze Reihe Damen und Herren sich anfaßten, und allerlei Figuren bildeten; der Vortänzer sang ein Lied, und die übrigen antworteten ihm chorweise.

Auch hatte man, wie bei uns den Großvatertanz, ebenfalls einen Endigungstanz, bei dem gesungen wurde; er hieß Branle de sortie. Auch nahm man sogar von den wilden Afrikanern Tänze auf, und einer von ihnen zeigt durch seinen Namen noch sein Vaterland: er heißt der kanarische Tanz. Er bestand in vielen wilden Bewegungen des Körpers.

So tanzte man bis in dieses Jahrhundert,

bis endlich die englischen Tänze, oder die Landtänze der Engländer, alle andere Tänze verdrängt haben. Auch zu den englischen Tänzen wurde in England gesungen, und jedes alte englische Tanzbuch, das man noch häufig in Deutschland trifft, da die Countrytänze noch so sehr lange nicht eingeführt sind, giebt davon den sichersten Beweis, weil über jedem Tanze der Anfang einer Arie steht, als: God save the king George!

Ein kleines französisches Tanzlied kann ich mich nicht enthalten aus Arbeau abzuschreiben, um meinen Leserinnen in Kurzem zu sagen, was der Inhalt dieser Arien war, die man zu den Tänzen sang: die Arie gehört zu einer Pavane.

*) Belle, qui tiens ma vie
Captive dans tes yeux,
Qui m' a l' ame ravie

*) Deine Blicke, schönes Mädchen, haben mich gefangen, dein holdes Lächeln hat mir mein Herz geraubt; komm bald, mich zu beglücken, sonst muß ich sterben. Eher wird die Welle bergan rollen, eher wird die Sonne aufhören zu leuchten, ehe die Liebe endet die mein Herz verzehrt.

D'un ſouris gracieux,
Viens toſt me ſecourir,
Ou me faudra mourir.

Plutoſt on verra l'onde
Contre mont reculer,
Et plutoſt l'oeil du monde
Ceſſera de bruſler,
Que l'amour, qui me poinct
Décroiſſe d'un ſeul point.

XVII.

Eitelkeit und Rache.

Hannchen Berg und Louise Sallstedt waren die beiden liebenswürdigsten Mädchen in ** n, und dennoch Beide die vertrautesten Freundinnen. Sie waren in der Kindheit viel, fast immer zusammen; denn ihre Eltern waren Nachbaren und ihre Väter Freunde. Der Rath Berg lebte von der reichlichen Einnahme eines Amtes, das ihm aber alle Zeit gab, seine einzige Tochter selbst zu erziehen; und er erzog sie mit der größten Sorgfalt und mit dem beharrlichsten Eifer. Geist blitzte aus Hannchens großen sprechenden Augen, Geist war in jeder Frage, die das Kind that, und der Vater beschloß, den Geist seiner Tochter vollkommen auszubilden. Sein Leben war ein buntes Gemisch von unglücklichen und glücklichen Zufällen; seine Brust war in der Jugend voll großer Leidenschaften gewesen. Das Alter hatte sie

gemildert; er glaubte, seine Weisheit hätte es gethan. Er genoß des Lebens, ohne es zu achten; er behandelte den Menschen menschlich, ohne ihn zu lieben. Unabhängig von allen Menschen, von allen Begebenheiten seyn, nannte er das wahre Glück des Lebens; Herr seiner Leidenschaften seyn, war ihm des Lebens einzige Tugend; die klarste Kenntniß des menschlichen Herzens, war ihm die Kunst glücklich zu leben, und Verstand das einzige Talent des Menschen.

In diesem Sinne erzog er seine Tochter. Er verschwieg ihr nicht, daß die Jugend in ihrer Brust zerstöhrende Stürme der Leidenschaften erregen würde; dann zerlegte er die Leidenschaften in ihre Bestandtheile, verfolgte sie in ihre Quellen, zeigte Hannchen die Mittel, die Leidenschaften zu besiegen, Mittel, die er für unfehlbar ausgab, sobald der Mensch sie kennte. „Du sollst fühlen, Kind! die Leidenschaft soll deine Brust emporheben, deine Augen wie deine Seele mit ihren Flammen entzünden, damit du glücklich bist. Aber sie soll dich nicht zum Sklaven eines Menschen, einer Begebenheit, der verkehrten, zerstöhrenden Lust eines Au-

genblicks machen. Und darum muß dein Geist klar deine Verhältnisse übersehen, die Leidenschaft, dein Herz kennen, um die Flamme erlöschen zu können, die das Gebäude deiner Zufriedenheit zu ergreifen droht. Du sollst mit einem freien, stolzen Geiste auf die Menschen, auf das Leben hinab sehen; du sollst lernen dich frei und leicht in den verworrensten Labyrinthen des Lebens und deiner eigenen Leidenschaften zu finden und zu bewegen. Dazu bedarfst du, was so vielen Tausenden fehlt, eine klare Ansicht der Dinge um dich her, des gebildeten Geistes!"

Und diese klare Ansicht gab der Vater seiner Tochter, und mit jedem Jahre, welches Vater und Tochter mit einander verlebten, hörte sie mehr auf, seine Tochter zu seyn, und wurde seine Freundin. Er hütete sich auf alle mögliche Weise, je seiner Tochter zu befehlen; denn sie sollte von Jugend auf frei seyn, um sich nicht an einen Sklavensinn zu gewöhnen, und um ihr Vertrauen zu erhalten, das eine liebliche Frucht nur der gegenseitigen Freiheit ist. Um das zu können, bestimmte er die Pflichten

seiner Tochter höchst genau. Sie wußte sehr bestimmt, was sie zu thun hatte; in allem Uebrigen war ihr Wunsch ihr Gesetz. Sie war Herr ihrer Zeit, ihrer Vergnügungen, ihres Umgangs. Der Vater warnte nur, erklärte, setzte auseinander; aber er befahl nicht, und Hannchen belohnte das Vertrauen ihres Vaters. Sie mißbrauchte ihre Freiheit nie. Sie gehorchte den Vorstellungen ihres Vaters, als wären es Befehle. Sie war frei, und dennoch die verständigste, die bescheidenste, die gehorsamste ihrer Gespielinnen.

Mit triumphierender Freude sah der Vater seine Tochter wie einen stolzen Baum gen Himmel empor wachsen. Sie belohnte seine Sorge, sie war seine Freundin; er war der Vertraute aller ihrer Gedanken. Sie enthüllte ihm die Herzen aller ihrer Freundinnen, sie machte ihn zum Vertrauten aller Geheimnisse, die ihr anvertraut waren. Sie suchte Belehrung, erhielt sie. Sie lächelte als ein Kind von vierzehn Jahren über das Benehmen älterer Mädchen. Sie kannte die Liebe, ohne sie zu fühlen, denn sie drängte sich in das Vertrauen

ihrer Bekannten, um ihrem Vater Beweise ihres Scharfsinns zu geben. Sie spottete der Leidenschaft, ohne ihre Gewalt empfunden zu haben. Ihre Freundinnen erkannten die Superiorität ihres Geistes an. Das Mädchen ist ein hohes Genie! sagten sogar junge Männer von ihr, und in Hannchens Brust hob sich stolz ein unbekannter Triumph im hohen Genuß, den sie gegen ihren Vater verspottete. Selbst ihr Vater — er stimmte zwar nicht in die Aussprüche der Andern ein, daß seine Tochter ein Genie sei — aber er glaubte doch, er könne dem Verstande seiner Tochter und ihrem Charakter ruhig die Entscheidung ihres eigenen Schicksals überlassen. Sie wird nie unglücklich werden, sagte er lächelnd und mit Gewißheit.

Die Einzige, die darin nicht einstimmen wollte, war eine Predigerwittwe, die den Haushalt des Vaters führte, eine sanfte, einfache Frau, die gar keine Ansprüche auf Kenntnisse machte. Sie schüttelte sanft den Kopf zu Hannchens Erziehung, und hatte höchstens, wenn der Vater sie um die Ursach ihres Kopfschüttelns befragte, ein Sprüchwort zur Ant-

wort, als: Alles zu wissen, noch viel zu jung! Alles hat seine Zeit! Kommt Zeit kommt Rath! Und fing der Rath Berg an, sie über den Sinn ihres Sprüchelchens zu examinieren, so sagte die Wittwe: es ist wahr, Herr Rath, Hannchen ist Alles, Alles, was Sie von ihr fodern; aber sie ist, dünkt mich, auch hochmüthig, wie das die Menschen wohl immer sind, auf Dinge, die sie wissen, und die sie nicht zu wissen brauchten. Und wissen und thun ist auch zweierlei. Gott gebe seinen Segen zu Ihrer Erziehung, Herr Rath. Ich glaube, Sie brauchen ihn mehr als ein Anderer. Hannchen weiß Dinge, die freilich ein Mädchen von achtzehn Jahren wissen sollte, um sich damit zu wehren; aber Hannchen braucht sich noch nicht zu wehren, und so spielt sie damit, und das macht hochmüthig, denke ich. Gott giebt dem jungen Weibe Milch in die Brust, wenn sie Mutter ist, nicht früher; und die Brust giebt Gott, wenn das Mädchen mannbar ist, nicht früher; und dann Schamhaftigkeit dazu. Sie machen es nicht so, Herr Rath.

Der Rath lächelte über die Vergleichungen;

aber die sanfte Wittwe hatte nicht Unrecht. Hannchen konnte einen Theil ihrer Kenntnisse nicht gebrauchen, und sie glänzte damit. Sie hatte von ihrem Vater eine Art geringer Meinung von den Menschen erhalten. Sie war kalt gegen die Menschen, die sie umgaben; wie sie älter wurde, kalt gegen die Jünglinge, die ihr schmeichelten, ohne aber anmaßend oder stolz zu seyn; und sie glaubte jetzt schon die Grundsätze zu handhaben, die ihr Vater ihr als Gegenmittel der Liebe gegeben hatte. Sie freuete sich eines Triumphs, der keiner war; denn sie liebte nicht.

Aber ihre Eitelkeit wurde sehr angenehm befriedigt. Sie sah sich umgeben gerade von den stolzesten Jünglingen. Die Thoren zitterten vor ihr, und die bessern näherten sich ihr mit auszeichnender Achtung. Sie war sechzehn Jahr, eine stolze aufgeschossene Figur, voll und groß. So frei ihr Umgang mit den jungen Männern auch war, so mußte ihrer doch die Verläumdung schonen. Sie hielt sich in immer gleicher Ferne von ihnen. Man ehrte sie, und das war ihr Stolz.

wort, als: Alles zu wissen, noch viel zu jung! Alles hat seine Zeit! Kommt Zeit kommt Rath! Und fing der Rath Berg an, sie über den Sinn ihres Sprüchelchens zu examinieren, so sagte die Wittwe: es ist wahr, Herr Rath', Hannchen ist Alles, Alles, was Sie von ihr fodern; aber sie ist, dünkt mich, auch hochmüthig, wie das die Menschen wohl immer sind, auf Dinge, die sie wissen, und die sie nicht zu wissen brauchten. Und wissen und thun ist auch zweierlei. Gott gebe seinen Segen zu Ihrer Erziehung, Herr Rath. Ich glaube, Sie brauchen ihn mehr als ein Anderer. Hannchen weiß Dinge, die freilich ein Mädchen von achtzehn Jahren wissen sollte, um sich damit zu wehren; aber Hannchen braucht sich noch nicht zu wehren, und so spielt sie damit, und das macht hochmüthig, denke ich. Gott giebt dem jungen Weibe Milch in die Brust, wenn sie Mutter ist, nicht früher; und die Brust giebt Gott, wenn das Mädchen mannbar ist, nicht früher; und dann Schamhaftigkeit dazu. Sie machen es nicht so, Herr Rath.

Der Rath lächelte über die Vergleichungen;

aber die sanfte Wittwe hatte nicht Unrecht. Hannchen konnte einen Theil ihrer Kenntnisse nicht gebrauchen, und sie glänzte damit. Sie hatte von ihrem Vater eine Art geringer Meinung von den Menschen erhalten. Sie war kalt gegen die Menschen, die sie umgaben; wie sie älter wurde, kalt gegen die Jünglinge, die ihr schmeichelten, ohne aber anmaßend oder stolz zu seyn; und sie glaubte jetzt schon die Grundsätze zu handhaben, die ihr Vater ihr als Gegenmittel der Liebe gegeben hatte. Sie freute sich eines Triumphs, der keiner war; denn sie liebte nicht.

Aber ihre Eitelkeit wurde sehr angenehm befriedigt. Sie sah sich umgeben gerade von den stolzesten Jünglingen. Die Thoren zitterten vor ihr, und die bessern näherten sich ihr mit auszeichnender Achtung. Sie war sechzehn Jahr, eine stolze aufgeschossene Figur, voll und groß. So frei ihr Umgang mit den jungen Männern auch war, so mußte ihrer doch die Verläumdung schonen. Sie hielt sich in immer gleicher Ferne von ihnen. Man ehrte sie, und das war ihr Stolz.

Sie lernte die Männer näher kennen, und sie fand die Vorhersagungen ihres Vaters erfüllt. Die meisten waren fade Schmeichler, und die stolzern nur stolz, weil sie eitler waren. Sie schob die Superiorität, die sie behauptete, auf die Befolgung von ihres Vaters Grundsätzen. Sie schwamm in einem Meere voll stolzen Triumphs. Es war ihre Freude, die Jünglinge in scheuer Ferne von sich zu erhalten. Sie studierte den Triumph aus. Ihr Vater bemerkte recht wohl, daß eine geheime Eitelkeit mit im Spiele war; aber es tröstete ihn, daß diese Eitelkeit Hannchen über die gefährlichen Minuten des erwachenden Herzens sicher hinüberführte. Und dennoch erfuhr der Vater nicht Alles, was in Hannchens stolz kaltem Busen vorging.

Sie wies die Jünglinge mit feiner Artigkeit ab; aber sie verschwieg es, daß sie zuweilen einen mit kleinen hervorstechenden Vertraulichkeiten, mit ein Paar trunkenen Blicken, mit einem zärtlich bebenden Tone der Stimme anlockte, und ihn dann erst abwies.

Ihres Vaters tiefste Verachtung lag auf

diesem buhlerischen Spiele der Eitelkeit. Sie machte sich selbst Vorwürfe darüber, aber der Triumph war zu lockend, als daß sie ihm immer widerstehen konnte, und oft wußte sie nur erst nachher, daß sie es gethan hatte.

So war sie achtzehn Jahre alt geworden. Sie kannte die Männer, sie verachtete sie nicht; aber sie lächelte doch, wenn im Ernst von der Stärke des männlichen Charakters einmal die Rede war. Sie sagte das ihrem Vater nicht zur Hälfte, aber Louisen, ihrer Freundin, sagte sie mit einem spottenden Lächeln: die armen Herren der Schöpfung, die, jung und alt, beständig in Gefahr sind, an ein Paar lächelnden Blicken eines Mädchens zu Narren zu werden! Sie hielt sogar ihr eigenes Geschlecht für stärker als das männliche, weil sie selbst sich nicht schwach gesehen hatte. In ihrem Kopfe setzte sich die Idee fest, daß kein Mann einem gescheuten Mädchen, das entschlossen wäre, ihn zu erobern, widerstehen könne. Sie legte das einmal als etwas Gelesenes ihrem Vater vor. Hm ja! sagte der nachdenkend, das mag mit Ausnahmen seyn, so wie ein Mädchen keinem

jungen Manne widerstehen kann, wenn er so niedrig dächte, sich aller Mittel zu bedienen. Was wäre der kriechendsten Schmeichelei eines Mannes, welche die Gestalt einer glühenden Leidenschaft annimmt, unmöglich? was der lockenden Buhlerei eines von lüsterner Liebe flammenden Mädchens unmöglich? Aber diese Triumphe sind die Schande beider Geschlechter!

Hannchen erröthete ein wenig; denn diese Triumphe konnten sie doch zuweilen reitzen. Sie beschloß von diesem Tage an, über sich zu wachen. Sie hielt einige Zeit hindurch Wort; aber sie konnte dieses Opfer nur durch eine stolzere Haltung gegen alle Männer sich ersetzen, ob sie gleich eben jetzt den Umgang der Männer weniger vermied als sonst.

Ihr ganzes Herz kannte ihre Freundinn Louise, die ihre Grundsätze theilte. Louise war von untergeordnetem Charakter. Sie war sanft, ruhiger als Hannchen. Ihr Verstand war nicht so sorgsam ausgebildet; aber dagegen hatte sie mehr heitern, gutartigen Witz, und Talente in den Künsten. Sie sang mit einer natürlich rührenden schönen Stimme; sie spiel-

te mit Geschmack das Klavier. Ihre Figur war nicht so stolz als Hannchens Figur, ihr Auge nicht so blitzend. Allein das schmachtende Auge paßte zu der runden üppigen Figur, und die Grübchen in den blühenden Wangen theilten dem lachenden Gesicht einen unwiderstehlichen Reitz mit.

Sie war halb und halb die versprochene Braut eines reichen, jungen Verwandten, der nur noch auf einen glänzenden Titel hoffte, um öffentlich als der Verlobte Louisens aufzutreten. Louise liebte ihn, so selten sie ihn auch gesehen hatte; denn er war ein edler Mann voll stolzes Selbstgefühls. Sie hatte zugleich eine so große Achtung gegen ihn, daß Hannchen oft sogar sie damit neckte, daß sie einen Mann, von dessen Liebe sie nicht einmal die volle Gewißheit hatte, so achten könne.

Ich liebe ihn, ich Louise; ich achte ihn, ich bete ihn an, und ich fühle, ich thue Recht daran; und wenn du erst liebst, so wird deine Verachtung des männlichen Geschlechts deine eigene Plage und Strafe werden.

Hannchen lächelte, aber ihre Stunde hatte geschlagen.

Sie saß im Gartenhause mit einem Buche in der Hand. Ihr Oheim, ein finsterer Mann, trat mit ihrem Vater in den Gartensaal. Kurz, Bruder, sagte er, ein Engel, wenn er lächelt; und wendet er das Auge nur ernst auf dich — gegen den Blick ist nicht auszuhalten, sag' ich dir. Der Präsident wollte ihn, wie er gewohnt ist, überhohlen: sieh, da richtete sich der Mann nur empor, nur empor, sag' ich dir, und der Präsident stotterte, stotterte, und die Impertinenz blieb in den Lippen. Reich soll er nicht seyn, und doch reitet er einen Engländer, der eines Fürsten Leibpferd seyn könnte, und doch hat er unserm Herrn Bedingungen gemacht, so gerade weg, so trocken, daß man ihn hätte gehen lassen, wenn der Plan zu Deich, Schleuße und Bau nicht so klar in die Augen spränge, und wenn nicht der Graf Sorben für ihn haftete.

Nicht wahr, er war eines armen Handwerkers Sohn?

Ja, ja, seine Mutter war Wittwe, eine arme, blutarme Wittwe; aber die ganze Stadt beneidete der Frau den Sohn, ein Kind wie ein Amor. Er wuchs auf unter seines gleichen, wie die Königspalme unter schlechtem Kraut. Er war ein seltsames Kind, für ein jedes gutes Wort gelenkig, wie ein seidner Faden, und starr wie eine Stange Eisen gegen Zwang. Er ist ein Wunder, sagten seine Lehrer; ein Cicero sitzt in ihm. Ein Alexander! sagten seine Mitschüler. Er ist die Güte, die Liebe selbst, sagte seine Mutter, mit Thränen in den Augen. So war der Bursche siebenzehn Jahre alt geworden. Die Mutter war erschöpft; sie hatte auf Hülfe für ihren Sohn gerechnet. Die blieb aus, wie's geht. Die Mutter entdeckt dem Sohn mit Zittern, daß sie sich an das Allmosenamt wenden muß, um zu leben. Das soll meine Mutter nie, sagt er, sie in seine zitternden Arme drückend. Dann geht er. In S** liegen englische Werber. Der Bursche geht nach S**, läßt sich bei dem Offizier melden. Ich bin Ihr Soldat! sagt er, wenn Sie meine arme alte Mutter in

die Versorgungsanstalt in **n kaufen. Der Werber faßt ihn ins Auge; dem jungen Menschen stehen die Thränen in den Augen. Er mißt zwölf Zoll, und ist ein Adonis. Der Engländer bezahlt die Summe. Die Mutter wird eingekauft. Der Sohn giebt dem Offizier den Handschlag. Dies wird durch das Jammergeschrei der Mutter bekannt. Nun erbietet man sich, nicht das Geld zurückzuzahlen, sondern dem jungen Menschen zur Flucht behülflich zu seyn. Er weist den Vorschlag mit Verachtung ab, und entdeckt ihn dem Engländer. Der Engländer erstaunt. Er bringt selbst den Sohn der Mutter zum Abschied.

Er geht nach Indien. Er macht den Krieg in Kanada mit. Er steigt von Grad zu Grad, und immer erhält seine Mutter zwei Drittel seiner Besoldung bis an ihren Tod. Er war hier, eh sie starb. Du mußt nichts Rührenderes sehen können, sage ich dir, als das Wiedersehen der zwei edeln Menschen. Die Mutter in den Armen dieses Engels von Sohn. Sie starb vor Entzücken, ihn noch einmal an ihr Herz gedrückt zu haben. Schiffbau, Wasser-

bau, den er in Holland studiert hat, ist sein Hauptfach. Der Graf Sorben hat ihn unserm Herrn zu dem Deichbau empfohlen. Das ist ein Mann, dreißig Jahr alt.

Hannchen fragte, ihr Buch zuschlagend, und er heißt?

Kaufmann, mein Kind. Das ist so ein Mann, Hannchen, sag' ich dir, bei dessen Anblick dir das Herz unter der Schnürbrust pochen würde wie ein Espenblatt. Ein Mann, der vor dem Schuß steht, vor dem Tode, und vor deinem funkelnden Auge, schnurgerade wie ein König.

Hannchen lächelte bei dem Eifer ihres Oheims. Ich glaube du lachst. O, Jungfer, was du an Männern gesehen hast, sind aus Zuckerplätzchen zusammengebacken; die haben die Muttermilch noch nicht verdaut. Darum, ich weiß es wohl, besser als dein Vater, darum hast du sie zu Narren. Aber dies ist ein Mann. Was gilt die Wette, Jüngferchen, er sieht dir durch die Augen in die innerste Seele hinein. Das sollst du heute Abend sehen.

Hannchen lächelte noch einmal, aber heimlicher, und doch verlangte sie nach diesem außerordentlichen Menschen. Er aß bei ihrem Oheim, der Baudirektor war. Sie war mit ihrem Vater gebeten.

Sie lächelte noch einmal, und über sich selbst, daß sie sich heute sorgsamer und doch so einfach kleidete. Sie kam zu ihrem Oheim, und fand den jungen Mann am Schachbrett mit einem der Gäste. Er verbeugte sich, und setzte sich wieder. Hannchen fand ihn ein wenig zu sehr verbrannt, um schön zu seyn. Aber da er aufstand, sein Auge aufschlug, redete, nahm sie schnell ihr Urtheil zurück. Er war der schönste Mann, den sie je gesehen hatte. Sein Auge herrschte, sein Gesicht war ernst und stolz, und doch hatte sein Mund ein so sanftes zartes Lächeln, daß es Zutrauen erregen mußte. Sie hatte nie einen lieblichern Mund gesehen. Er war artig gegen die Damen; aber nichts weiter. Man sah, er verlangte nach Männern zum Reden. Hannchen gerieth durch ihres Oheims Vorschub in ein Gespräch mit hinein. Kaufmann hörte mit

höflicher Freundlichkeit sie an; aber aus seiner Antwort sah sie, daß er sie überhört hatte, daß er dem Manne, der vorher redete, antwortete, nicht ihr. Man sprach von der schönen Baukunst. Auch Hannchen. Sie behauptete etwas Paradoxes, was dennoch so war. Man widersprach. Sie haben Recht, Mamsell, sagte Kaufmann, ob ich gleich kaum glaube, Sie wissen klar, was Sie so klar sagen; denn hier in Deutschland ist schwerlich ein Gebäude, von dem Sie den Begriff hätten nehmen können.

Von Kupfern aber doch, sagte sie ein wenig beschämt, und aus Beschreibungen.

Er lächelte, und verbeugte sich. Sie wußte nicht, ob er ihr Recht gab oder nicht; aber aus dem Folgenden sah sie, daß er völlig der Meinung war, daß weder Kupfer noch Beschreibungen den Kunstgeschmack geben können. Ihr Oheim sah sie an, und sie erröthete wieder.

Noch ein paarmal zog ihr Vater sie in ein Gespräch über Kunst. Hannchen that ihr Mögliches, dem schönen Manne ein beifälliges Lä-

cheln abzugewinnen, aber vergebens. Denn er blieb hartnäckig dabei, man müsse die Kunstwerke oft und genau gesehen haben, um mehr als Worte darüber sagen zu können. Ein Blinder, setzte er lächelnd hinzu, kann, mit Nutzen sogar, über die Lehre von dem Lichte, ein Kollegium lesen, und er hat nicht den kleinsten Begriff von dem Lichte selbst.

Der Oheim nöthigte Hannchen wieder zum Errôthen. Sie verließ den Kreis der Männer ganz und gar; aber sie war doch nicht ganz guter Laune. Sie fand ihn gegen die Meinung aller Damen zu lang, zu verbrannt, das Auge zu wild, das Gesicht zu hochmüthig, sein Lächeln spöttisch, und seinen ganzen Anstand ein wenig seemännisch. Sie blieb, ein seltener Fall, bei den Damen.

Am Tisch brachte man ihn auf die fremden Völker, unter denen er gelebt hatte. Man erhob die Kultur, man setzte die wilden Völker herab. Kaufmann nahm die Wilden in seinen Schutz, ohne die Kultur Europa's herabzusetzen. Er erzählte einzelne Züge von Großmuth, von Aufopferung, von Stärke des Charakters einzel-

ner Menschen, die wir Wilde nennen, und erzählte so schön, so lebendig, mit so einer großen Bewegung seines eigenen Herzens, daß man ihm die Worte von dem schönen Munde horchte.

Man stritt über diese Tugenden, über die Verpflichtung dazu. Gerechtigkeit, sagte Hannchen, ist Pflicht; Großmuth ist die stolzeste Erhebung der edelsten Seelen über die Pflicht.

Kaufmann sagte bescheiden und ernst: Und doch werden Sie tausend Großmüthige gegen Einen finden, der gerecht ist. Großmuth ist eine Aufwallung des Herzens; Gerechtigkeit hingegen ein bleibender Charakter.

Kaufmann hatte wieder Recht. Hannchen warf die Lippe auf, und doch konnte sie sein Bild die Nacht durch in Träumen und Wachen nicht los werden. Sie traf ihre Gedanken auf Planen, ihn wiederzusehen, ihn oft zu sehen, und troß ihres Vorsatzes, führte sie die Plane aus. Sie sah ihn bei ihrem Oheim wieder, und sie gestand ihrem Oheim, Kaufmann sey ein Mann! Denn anders war der Oheim gar nicht zu bewegen, sich der Wünsche Hannchens anzu-

nehmen, denn sie selbst hatte ihre ganze Kunst an dem jungen Manne verloren.

Kaufmann erklärte sich gegen den Oheim, daß er Hannchen mit Wohlgefallen sähe. Er wiederholte diese Erklärung, da er Baurath geworden war; aber er blieb gegen Hannchen selbst nur höflich, besonnen, aber aufmerksam. Durch sein Amt gerieth er mit Louisens Vater, dem Geheimenrath Sallstedt, in Verbindung, und er wurde zu Sallstedts gebeten auf Louisens Dringen, die ihrer Freundinn in ihrem Hause die Bequemlichkeit verschaffen wollte, den Mann, denn sie liebte, allein zu sehen. Hannchen liebte ihn wirklich mit der ganzen Kraft ihres glühenden, erwachten Herzens, und jetzt fühlte sie sich so schwach, so thörigt, so empfindsam, wie die einfältigste ihrer Freundinnen. Sie hatte keinen Begriff mehr, wie sie dem Manne entsagen könnte. Die Leidenschaft war ein allmächtiger Riese geworden, und ihre Grundsätze waren hülflose Kinder. Zitternd, zu jedem Opfer, zu jeder Gefälligkeit gegen ihn bereit, ging sie zu Louisen. Sie fand ihn da, und er kam ihr mit so freundlichen schönen

Blicken entgegen, daß ihr Herz in einem schönern Triumphe pochte. Er faßte ihre Hand, was er nie gethan hatte, und nun im ersten unbewachten Augenblicke flüsterte Louise Hannchen ins Ohr: ich habe dir eine prächtige Lobrede gehalten, und du siehst nun die Wirkung.

Hannchen umarmte ihre Freundin von Herzen. Die Stolze vergaß es, daß sie einer andern als sich den freundlichen Blick des Geliebten zu danken hatte. Louise, in dem Eifer für ihre Freundin, machte sich wieder an ihn. Sie redete von Hannchen, von ihrem Geiste, von ihren Vortrefflichkeiten; sie redete mit Interesse, mit großer Wärme. Hannchen sah's, und sie dachte: zu warm für eine Freundin! Eifersucht, die sie sonst belächelt hatte, warf ihre schmerzende Flamme in ihre Brust. Kaufmann hörte Louisen mit Lust an; dann wendete er sich an Hannchen, und Hannchen war übler Laune.

Aber du zerstöhrst, was ich baue, sagte Louise leise zu Hannchen. Das ist kein Mann, der vor einer dicken Lippe zittert. Hannchens Lippe wurde noch dicker. Sie bat Louisen mit bitte-

rer Empfindlichkeit, sich nicht weiter in ihre Sache zu mengen.

O ja, sagte Louise kalt, sich stolz empor richtend, wie du willst. Sie ging nachlässig ans Klavier, an dem schon Jemand saß. Man bat Louisen zu spielen. Sie spielte, und Kaufmann, voll Leidenschaft für gute Musik, stand in ein Fenster gelehnt, horchend, da, die Augen auf Louisen geheftet. Hannchen verging in eifersüchtigem Unmuth. Sie heftete die finstern Blicke auf ihr Strickzeug, und rief bei sich: o die falsche Seele!

Louise sang, und Hannchen gestand sich selbst, so schön hatte sie noch nie gesungen. Kaufmann, von der rührenden Stimme Louisens hingerissen, beugte sich tief vor Louisen. Sie las ihren Triumph in seinem Auge, das mit stillem Feuer auf sie geheftet blieb. Sie konnte der Eitelkeit nicht widerstehen, den Mann zu interessiren, den ihr Hannchen als den ersten der Männer geschildert hatte, um dessen Liebe das stolze Hannchen warb.

Sie dachte an Hannchen. Sie unterdrückte den Triumph ihrer Freundin willen. Sie stand

auf, sie setzte sich zu Hannchen. Kaufmann folgte nach. Aber Hannchen blieb unverrückt in ihrer Stellung, den Kopf auf ihre Arbeit niedergebeugt, sitzen. Louise redete sie an, und Hannchen antwortete kurz ab. Desto sanfter, desto gütiger, desto bescheidener wurde Louise. Kaufmann sagte ein Paar Worte von der Güte einer feinen Seele, eine Schmeichelei für Louisen. Da ging Hannchen in ein Nebenzimmer. Louise folgte ihr. Hier kam es zu einer Erklärung zwischen den beiden Freundinnen. Sie gestanden Beide, daß sie zu weit gegangen waren: Hannchen in der Eifersucht, Louise in der Eitelkeit. Ich liebe ihn, sagte Hannchen mit Thränen: o ich liebe ihn unbeschreiblich leidenschaftlich. Louise, begreife, was mir dies Geständniß kosten muß. Du liebst ihn nicht; so — ich bitte dich, so — was brauchst du zu singen, und so schön? zu spielen, und so schön? O Louise, ich liebe ihn!

Sie gingen Beide in das Gesellschaftszimmer zurück. Louise machte sich zu thun, und Kaufmann setzte sich mit Hannchen ans Schachbrett, wo sie mehr plauderten als spielten. Hannchen

brachte ihn in der That in ein so interessantes Gespräch, daß er Louisen, die er von Zeit zu Zeit mit den Augen aufgesucht hatte, ganz vergaß. Louise ging neben ihm weg. Er sah es nicht. Hannchen war in Entzücken; aber da erscholl Louisens Gesang. Kaufmann wurde zerstreut. Er theilte sich zwischen Louisens Gesang und Hannchens Gespräch. Louise sah's, und sie ging wieder an ihr Geschäft, und Hannchen besaß ihn für den ganzen übrigen Abend, bis auf einige Blicke, die Louise verstohlen mit ihm wechselte.

Hannchen kam zufrieden mit Kaufmann, aber voll Zorn auf Louisen, zu Hause. Auch Louise war nicht ruhig. Sie fühlte zu gleicher Zeit die Beleidigung der Freundschaft und den Triumph der Eitelkeit. Ihr Vater, der Geheimerath, hatte ihr eine Erziehung für die Ostentazion gegeben. Ihre Eltern sagten ihr oft, sie lernte Musik, um damit die Männer zu bezaubern. Sie hörte von ihrer eiteln Mutter, daß ihre Schönheit unwiderstehlich wäre; die jungen Männer wiederhohlten ihr dies. Nur Hannchen war die Einzige, die ihre Ta-

lente nicht achtete, die sehr oft behauptet hatte, daß der Mann durchaus den Geist eines Mädchens mehr achten müsse, als alle Kunstfertigkeiten; die Laffen ohne Gehirn freilich, die lieben Alles, finden Alles göttlich, was wir thun.

Louise schwieg; aber Hannchens Anmaßung verdroß sie doch. Das war ihr den Abend wieder eingefallen. Sie lächelte. Hier war ein edler Mann, und ihre Talente, die Hannchen so herabsetzte, waren doch sehr wirksam. Wäre ich nicht ihre Freundin, ich hätte es ihr doch zeigen wollen, sagte sie nachher.

Kaufmann hatte gefunden, daß Hannchen Geist hatte. Das zog ihn an; aber er hatte auch den Abend ein paarmal üble Laune auf ihrem Gesicht gesehen; das erhielt ihn besonnen. Er beschloß, Hannchen näher zu beobachten, so schwer ihm das auch wurde, denn er liebte sie wirklich jetzt schon.

Er besuchte ihren Vater, und hier im Hause war Hannchen so einfach, so häuslich, so reitzend, so liebenswürdig, daß er fast seinen Entschluß wieder aufgegeben hätte. Hannchen sah mit einem süßen Triumphe aus seinen An-

gen die Liebe hervorbrechen. Sie wendete alle kleinen Künste eines vollen und gerührten Herzens an, ihn noch fester an sich zu fesseln, und es gelang ihr so sehr, daß sie mit dem leichtesten, heitersten und unbesorgtesten Herzen da stand, wie er von ihr ging. Sie sah ihm nach, und Louise kam von einer andern Seite. Hannchen empfing sie mit heitrer, ruhiger Liebe. Nun, ist das böse Wetter ganz vorüber? fragte Louise freundlich.

Ganz, ganz. Ich war eine kleine Närrin, liebe Louise! Ich begreife auch selbst nicht, wie ich den Abend war. Ich war sogar — du weißt, wie ich das sonst hasse, sogar eifersüchtig. Aber das ist vorbei.

Gottlob! Gottlob! Auf mich? Hannchen, auf mich? Lieber sollte er nie wieder einen Ton meiner Stimme hören.

So viel du willst, Kind, so viel du willst. Ich war eine Närrin. Und welch ein Fat, o welch ein Fat müßte er seyn, wenn ihn eine Arie verleiten wollte, die edelsten Gefühle seines Geistes aufzugeben! Sieh, wie seltsam ängstlich man ist. Heute, heute, war ich, ich!

nichts mehr! Sieh, ich steckte nicht ein Band anders, wie er kam. Ruhig zeigte ich mich diesem edeln Menschen ganz wie ich bin, und ich hoffe, er liebt mich. Ich bin ruhig.

Louise hörte lächelnd zu. So viel Arien ich will, so dachte sie auf dem Rückwege. Hm! wie stolz!

Nach ein Paar Tagen kam Kaufmann, und Louise probierte es nur mit Einer Arie, dann mit noch einer, dann mit allerlei kleinen Possen, die sie so schön kleideten, und Kaufmann blieb, wie man ihn bat, gern dort. Hannchen hatte ihn hingehen sehen. Sie sah ihn erst um Mitternacht weggehen. Sie legte sich, schmollend mit Louisen, nieder. Am andern Morgen ging sie früh zu einer ihrer Bekannten, die ebenfalls bei Louisen gewesen war, und sie hörte, wie viel Mühe sich Louise gegeben, dem neuen Baurath zu gefallen. Sie ging zu Louisen, und Louise sagte gar nichts, als ganz kalt: ja, er war hier! und dabei hatte sie das Herz nicht, Hannchen ins Gesicht zu sehen. Hannchen verbiß den Schmerz, und Louise glaubte, sie wüßte nichts.

Beide Freundinnen setzten das gefährliche Spiel fort. Sah Hannchen Kaufmanns Liebe in seinen Augen glänzen, so war ihrer Freundin Spiel der Eitelkeit ein Triumph für sie mehr. Sie demüthigte sie mit ein Paar stolzen Worten. Louise hätte das Spiel fallen lassen; aber sie wollte Hannchen zeigen, daß sie nicht vergebens ihre Talente habe; selbst die Achtung, die Kaufmann ihr zeigte, schmeichelte ihr. Er war ein sehr edler Mann. Aber er durfte nur einen Tag lang bei Louisen seyn, so zerschmolz Hannchens Triumph in bittern Unmuth, in eifersüchtige, schwarze Laune. Je gewisser Hannchen den edeln Menschen zu besitzen glaubte, desto mehr ließ sie ihn ihre üble Lanne fühlen.

Sind das Ihre Grundsätze, Hannchen? warnte die Predigerwittwe. Nehmen Sie sich in Acht. Der Baurath, Hannchen, betrachtet sie oft mit Blicken, die nichts Gutes prophezeihen, wenn Sie Ihre üble Stunde haben. Und Mamsell Louischen ist die Heiterkeit selbst, wenn er dort ist. Nehmen Sie sich in

Acht. Hannchen schlug eine Lache auf, und doch machten sie die Worte ängstlich.

Kaufmann erklärte sich nicht. Er wurde sogar behutsamer in seinem Benehmen gegen Hannchen. Er sah ihre üble Laune; aber er sah die Ursach ihrer Laune nicht. Er schob auf ihren Charakter, was nur Eifersucht war; und seine Kälte vermehrte Hannchens üble Laune noch mehr. Louise war die einzige, der sie ihre gereitzte Empfindlichkeit verbarg. Sie wollte ihr den Triumph nicht gönnen, daß sie eifersüchtig auf sie seyn könnte. Sie behandelte vielmehr Louisen mit einem kalten Stolze, mit einem Uebermuth, den der Schmerz hervorbrachte, den aber Louise für den Triumph der befriedigten Liebe hielt.

Louise wurde kalt, und so glaubte sie der Pflichten gegen ihre Freundin entbunden zu seyn. Sie glaubte sogar von Hannchen besiegt zu seyn, und so schüttete sie in des stolzen Mädchens Triumph den Wermuth, den sie hatte. Sie lockte Kaufmannen, der die Musik schwärmerisch liebte, mit ihrem Gesange an. Sie

behandelte ihn mit einer auszeichnenden, vertraulichen Artigkeit, und Kaufmann war mit jedem Tage lieber in ihrer Gesellschaft. Hannchen, voll Zorn auf ihre falsche Freundin, nahm der ersten Gelegenheit wahr, ihrem Herzen Luft zu machen. Sie erklärte Kaufmannen, mit einer Hitze, die sie verdächtig machen mußte, daß sie nicht begriffe, wie er nur Wohlgefallen an einem Mädchen, wie Louise, finden könnte. Sie erklärte sie für eine eitle Kokette, für ein anspruchvolles Ding ohne allen innern Werth.

Kaufmann sah Hannchen an; er wagte ein Paar Worte zu Louisens Lobe, und Hannchen wurde jetzt in der That eine halbe Furie. Er schwieg, und ging, blieb drei Tage aus, war sichtlich feierlich, kälter, blieb dann acht Tage weg, und war — Hannchen wollte verzweifeln — fast jeden Tag in Sällstedts Hause.

Noch einmal kam er wieder, aber kalt wie Eis. Hannchens Stolz erhob sich, die Eifersucht erbitterte sie. Sie behandelte ihn kalt aus Stolz, übermüthig aus Bitterkeit.

Nach acht Tagen hatte er um Louisens Hand angehalten, und war — abgewiesen.

Das hörte Hannchen bei einer Freundin von Sallstedts Hause. Sie erblaßte. Sie konnte kaum den Weg nach Hause finden, so betäubt war sie. Zu Hause setzte sie sich, anscheinend ruhig, nieder; dann sank sie nach einem langen übermenschlichen Kampfe mit Liebe, getäuschter Freundschaft, gedemüthigtem Stolze überwältigt in ein heftiges Fieber. In dem Phantasieren erzählte sie ihre Geschichte dem Arzt, der Wärterin, allen Besuchen, welche Theilnahme und Neugierde herführten. Die Jugend siegte endlich über den Tod.

So wie sie wieder in Gesellschaft erschien, bedauerte man sie, ihr ins Gesicht. Man wiederhohlte ihr ihre eigenen Erzählungen. Louise ist eine Schlange, sagte man; aber mein Gott, mein Kind, wie kann man auch so entsetzlich verliebt seyn als Sie? Hannchen erstarrte. Sie sah den Hohn, den die Stadt auf ihr gebrochenes Herz legte. Man hatte ihr Stolz, Hochmuth, Eitelkeit verziehen; die erste natürliche, bessere Empfindung machte man zu einem

Verbrechen. Man rief sie für nervenschwach aus, man nannte ihre Liebe eine Krankheit. Die Männer, die sie verachtete, sahen sie mit Hohnlachen an. Sie wollte dem Urtheile der Stadt trotzen; aber sie besaß die Kälte nicht, die dazu gehört, eine Verläumdung einschlafen zu lassen. Sie reitzte und wurde beschimpft, von verächtlichen Geschöpfen am meisten.

Louise machte einen Versuch, ihre Freundin zu versöhnen. Hannchen sah ihr kalt ins Auge; mit kalter schneidender Stimme sagte sie: ich liebe ihn noch, verächtliches gehaßtes Wesen, den du anzogst und dann verwarfst. Sie drehete sich, und ließ sie stehen.

Da starb ihr Vater. Sie sammelte den Rest seines Vermögens und verschwand; man wußte gar nicht wohin. Sie war auf dem Wege, sich zu einer entfernten Verwandte zu begeben. Sie kommt durch **rg. Hier wohnt Louisens Verlobter, das weiß sie, das fällt ihr hier ein, und sie zittert vor Sehnsucht, vor Ahnung des Uebels, das sie stiften kann. Wo wohnt der geheime Sekretair Teubner?

Hier gegenüber, da steht er am Fenster, antwortet der Wirth. Hannchen betrachtet ihn. Es ist ein schöner Mann. Teubner sieht die Dame gegenüber, die aufmerksam auf ihn scheint, die ihn verstohlen betrachtet. Er grüßt sie; Hannchen dankt mit Anstand nur. Sie geht vom Fenster zurück. Sie setzt sich, sie stützt das Haupt; Thränen rollen aus ihren Augen. Teubner ist vergessen. Sie weiß nicht, welchen tiefen Eindruck sie auf Teubners Neugierde gemacht hat. Sie geht aus, ein Zimmer in der Stadt zu besehen, wo sie wohnen will. Teubner sieht die stolze Figur, den edeln Gang des Mädchens. Sie blickt hinauf. Ihr Auge war freundlich.

Sie kommt zurück. Teubner kommt aus dem Hause, wo sie abgestiegen ist. Er redet sie an; denn sie warf schon von weitem Blicke auf ihn, die gar nicht streng waren. Ein schönes Mädchen, so allein, ohne Begleitung. Das scheint einem Abentheuer ähnlich zu sehen, und Teubner war kein Mann, der so ein Abentheuer von der Hand wieß, ohne nicht wenigstens der schönen Unbekannten näher ins

Auge gesehen zu haben. Die hohe Unschuld auf ihrem Gesicht sagte ihm, daß er mit keinem verächtlichen Geschöpfe ein Abentheuer anfing.

Teubner war ein fröhlicher, aber edler Mensch, mit einem großen Vermögen und wenigen Geschäften. Er hatte Zeit, Geld und Geist genug, um sich leicht in ein Abentheuer von schwieriger Art zu finden. Er redete Hannchen an, und Hannchen antwortete ruhig, besonnen und geistreich. Sie erzählte ihm ein Mährchen, das wie Wahrheit aussah. Sie wollte hier nur einige Monate zubringen, um einen Vater zu erwarten, den ein dringendes, wichtiges Geschäft auf ihrer Reise nach Berlin von ihr getrennt hatte.

Teubner sah, daß Hannchen eine sehr sorgfältige Erziehung gehabt hatte; auch machte ihm Hannchen gar kein Geheimniß daraus, nach welchen Grundsätzen ihr Vater sie erzogen hatte. Er verschaffte ihr eine Wohnung in einem rechtlichen, stillen Hause. Da er sie dahin gebracht hatte, sagte er lachend: nach Ihren Grundsätzen, meine Liebe, darf ich Sie kühn bitten, daß ich sie wieder sehen darf.

Ja, sagte Hannchen lächelnd; nur, mein Herr, wenn ich auch das Urtheil der Welt nicht achte, so achte ich meinen Ruf, und der hängt von dem Urtheil der Welt ab. Hier haben Sie meine Bedingung.

Teubner wollte zuweilen etwas Arges denken, aber Hannchens Unschuld, ihr stolzer, so sehr fein gebildeter Geist, ihre Wohlhabenheit, der feine Weltton, den sie mit ihm nahm, brachte ihn von argen Gedanken zurück. Ist das Alles wahr, sagte er, wahr, was ich sehe, so ist sie das reitzendste Weib, das ich kenne, Louisen ausgenommen. Und um zu erfahren, ob das Maske war oder nicht, stellte er hundert Proben an, und Hannchen bestand in jeder, und mit jeder stieg seine Achtung und wurde zuletzt Bewunderung.

Er erzählte ihr, daß er verlobt sei. Sie lächelte schalkhaft und sagte: von mir handeln wohl Ihre Briefe nicht?

Er gestand ihr ehrlich: nein! Diese Entdeckung machte in Hannchens Benehmen gar keine Aenderung; sie wurde noch zutraulicher;

denn, sagte sie, Ihre Braut ist wie ein guter Genius, immer die dritte bei uns.

Aber Hannchen wurde von Tage zu Tage liebenswürdiger. Solch ein Weib hatte Teubner noch nicht gesehen, und wie zart dieser stolze, freie Geist sich in die engen Bande des Vertrauens und der Freundschaft schmiegte! Wie reitzend sie war, wie naiv, wie natürlich, wie menschlich! Er konnte dem Zauber, den die lächelnde Freundin um sich her verbreitete, nicht ganz widerstehen. Er fühlte sein Herz in Bewegung gerathen, und er glaubte, Hannchen sei die Einzige, bei der sein Herz das ohne Gefahr könnte. Er sagte ihr hundertmal, ich liebe Sie! und sie antwortete lächelnd: ich könnte wünschen, mein Leben bliebe ewig so!

So zog sie, das Herz voll eines unauslöschlichen Hasses gegen Louisen, so zog sie jeden Tag ein neues Netz um Louisens Geliebten. Er soll mein seyn! rief sie mit funkelnden Augen, mit hoch schlagender Brust. Ewig soll die Leidenschaft seyn, unauflöslich die Bande, die ich um ihn schlingen werde! Mein Leben ist zernichtet, mein Herz gebrochen von

der Elenden für ein Spiel ihrer Eitelkeit. Ihres will ich brechen, um sie zu bestrafen. Sie war Teubnern Alles, Alles. Mit einer Besonnenheit, mit einer unbeschreiblichen ruhigen Besonnenheit legte sie ihre Plane für jeden Tag aufs neue an. Dieser stolze Geist schmiegte sich der Rache willen in alle die kleinsten Launen Teubners. Sie verschmähete nicht eine der kleinsten Künste, welche Männer reitzen. Sie erlaubte ihm alle die kleinen süßen Vertraulichkeiten, welche die lange Liebe fodert, und die so viel Liebe erregen. Und Er? er wußte es nicht, wie fest er gefesselt war. Sein Glück, das er in ihrer Gesellschaft genoß, hatte er ohne Mühe; sie trug es ihm lächelnd entgegen.

Er ging mit ihr auf eine Redoute. Hannchen tanzte schön. Wie er das so reitzend gekleidete schöne Mädchen in seinen Armen hielt, seinen Arme um den schlanken Leib warf, ihr Busen an seiner Brust pochte, die liebreitzenden Lippen lächelnd ihm schöne Worte zuhauchten, die funkelnden Augen auf ihn allein geheftet waren: da, auf einmal fühlte er die Flamme, die ihn verzehrte, da fühlte er, daß er nie,

nie aus diesen Armen weichen könnte, daß er für den Besitz dieses Mädchens Alles, Alles hingeben würde! Louise verschwand aus seinen Gedanken, Alles verschwand, nur Hannchen nicht.

Stumm fuhr er mit Hannchen zu Hause. Er begleitete sie hinauf. Hier warf er sich stumm ihr zu Füßen, umarmte ihre Kniee, drückte heiße, glühende Küsse auf ihre Hand.

Was ist das? sagte Hannchen verwirrt. Was wollen Sie? Teubner, ich bitte Sie, welche Szene!

Was das soll? fragte er ruhig aufstehend; es soll Ihnen sagen, was in diesem Herzen vorgeht!

Louise, unser guter Genius! rief Hannchen ernst.

Ja, ja, Louise! guter Genius! Ich weiß, was ich bin. Sie dürfen mich nicht mahnen. Aber ich darf es doch sagen, daß ich hoffnungslos krank bin, daß der goldene Becher voll seligen, frischen Lebens vor mir steht, und daß ich meine Hand nach dem schäumenden tödtlichen Gift ausstrecken muß, weil ich als Knabe meinen Verwandten versprach, ich wollte ihn

leeren. O ich kann das Opfer bringen, das keinem zu gut kommt. Louise würde sich trösten lassen. Wenn sie mich liebte, ja, wenn sie mich liebte; wir kennen uns, das ist Alles.

Mein Herr, ich liebe das Sauersehen nicht, wenn man nun einmal Gift trinken muß. So viel ich verstehe, soll diese Szene eine Liebeserklärung seyn. Es wäre Pruderie, wenn ich Sie nicht verstehen wollte, Teubner! Aber ich glaube, wir verdienen es Beide, lieber Freund! daß wir Glauben an einander haben. Louise ist die dritte hier; Teubner, ich sage Ihnen sehr ernstlich, sie ist die dritte hier. Oder würden Sie es in Louisens Gegenwart wagen, mir zu sagen, daß Sie mich lieben? bedenken Sie ja, was Sie sagen wollen, mein Herr!

In Gegenwart der ganzen Welt! antwortete er schnell. Hannchen schwieg in tiefem Nachdenken. Sie beruhigte ihn wieder. Sie zeigte ihm die Unmöglichkeit. Sie scherzte, sie schmollte, sie jagte ihn weg.

Teubner wollte von seiner Liebe reden. Aber Hannchen wurde nun so ernsthaft, daß er sich das Versprechen abnehmen ließ, zu

schweigen, und das vorige Leben ging wieder, und jetzt mit doppeltem Reitze, an; denn Teubner glaubte in Hannchens Augen eine zärtliche Empfindung zu lesen. Hannchen entzündete seine Liebe mit allen weiblichen Künsten der feinsten, empfindungsvollsten, liebenswürdigsten Buhlerei bis zu einer rasenden Leidenschaft. Er war Alles, Alles zu thun, für Hannchen, wenn sie gefodert hätte, zu jedem Verbrechen entschlossen. Das fühlte er mit Erschrecken, mit innerm Grauen; aber er konnte sich nicht loswinden aus den tausend Netzen, die ihn umgaben.

Diese Liebe hast du entzündet, sagte er einmal in einer heißen Minute zu Hannchen; aber du bist der Preis dieser Leidenschaft. Ich kenne nichts, nichts mehr als dich; ich will nichts als dich. Aber, Mädchen! wenn du mich betrogen hättest, wenn du mich nicht liebtest, wenn du für diese glühenden Flammen der verzweifelnden Leidenschaft den Lohn nicht gäbst — so — Er sprang auf. Sein Auge blitzte. Er warf wüthende Blicke auf Hannchen.

Da erschrak Hannchen. Sie reichte ihm die zitternde Hand, sie lächelte ihm zu, aber

sie versprach nichts. Es war den Abend vor einer kleinen Reise, die er machen mußte. Er sagte sein Lebewohl.

Hannchen sah ihm ernsthaft nach. Dich wollte ich nicht, sagte sie: und nun wird er das Opfer für Louisens Falschheit. Sie verschloß die Nacht kein Auge. Sie fand jetzt mit Zittern, daß sie mit dem schuldlosen Herzen eines Mannes fürchterlich gespielt hatte. Sie zitterte vor sich selbst, sie dachte an die Predigerwittwe, an ihre Vorhersagungen; sie vergab Louisen. Sie packte den Morgen ein, und reis'te noch den Tag ab zu ihrer Verwandtin auf dem Lande. Sie kam an, sie verbarg sich in die tiefste Einsamkeit; denn sie liebte noch immer — Kaufmann.

Teubner kam zurück. Er fand Hannchen abgereis't. Er wüthete. Er forschte, umsonst! Er flog in der Gegend umher, jede Spur war verloren. Er hatte einen Bedienten, einen gewandten Menschen; er versprach ihm eine große Summe Geld, wenn er die Mamsell Kolemann auffinden könnte. Er selbst mußte jetzt in **rg bleiben, denn Louise kam mit ihren

Eltern, ihn zu besuchen, was sie alle Jahr auf vier Wochen thaten.

Er nahm sie mit übertriebener Freundlichkeit auf; aber das Auge der Liebe sieht scharf. Louise sah seine Kälte, und erstarrte. Sie erkundigte sich, und hört, daß Teubner seit einem Jahre in dem vertrautesten Umgange mit einem wunderschönen Mädchen gelebt hat, das aber auf einmal verschwunden ist. Sie erbleicht. Sie legt die matte Hand an die kalte Stirn, sie fühlt die Qualen der verachteten Liebe, der Eifersucht, der Furcht. Teubner ist zerstreut. Er antwortet auf alle ihre Fragen verkehrt; er ist unruhig, wenn er neben ihr sitzt; er versinkt in Träume, wenn sie Worte der Liebe für ihn hat; er springt auf, wenn sie ihm sagt, wie sehr sie ihn liebt.

Es ist Gesellschaft da. Der Bediente Teubners, der Hannchen suchen soll, tritt ins Zimmer. Er winkt seinem Herrn. Teubner glüht, erbleicht, zittert, stürzt auf seinen Bedienten ein, frägt leise. Der Bediente sagt den Namen des Dorfs, wo Hannchen ist. Teubner dreht sich mit verwirrten Blicken zur Gesell-

schaft. Ein Geschäft, sagt er, ein dringendes Geschäft, das keinen Aufschub leidet! Ich muß fort! Er stürzt hinaus, ohne Louisen ein Wort zu sagen. Die Gesellschaft verschwindet. Louise weiß, daß der Bediente das Mädchen hat suchen müssen.

Da fliegt Teubner zu Pferde hin. Louise entreißt dem Bedienten den Namen des Dorfs. Sie fällt ihrem Vater zu Füßen, sie ruft: ich will wissen, ob ich unglücklich bin! Man setzt sich in den Wagen. Man kommt an in dem Dorfe. Teubners Pferd steht mit Schaum übergossen vor der Thüre, wo Hannchen wohnt. Louise springt aus dem Wagen, eilt mit zitternden Schritten ins Haus, öffnet ein Zimmer.

Da liegt Teubner auf den Knieen vor Hannchen, ruft: so habe ich dich wieder, Geliebte! Einzige! Himmlische! Ich lasse dich nicht, ich sterbe zu deinen Füßen. Du bist mein!

Hannchen! schreit Louise erblassend, Hannchen!

Einen finstern Blick wirft Hannchen auf Louisen, sagt dann kalt: da nimm ihn. Ich

liebe ihn nicht. Ich will ihn nicht. Louise sinkt in Ohnmacht. Teubner springt auf, starrt Hannchen an, starrt Louisen an, zeigt auf Louisen: du kennst sie? fragt er langsam — du bist —?

Hannchen Berg aus **n, antwortet Hannchen kalt. Das Räthsel ist ihm gelöst; denn er kennt die Geschichte. Er schaudert zusammen. Er starrt eine um die andere an. Louise erholt sich. Hannchen, sagt er: jetzt sage ich dirs in Louisens Gegenwart, ich liebe dich! Erinnere dich, die fodertest du! Nun sei mein! mein!

Hannchen erblaßte. Sie hatte die Erfüllung ihrer Rache erreicht, und sie zitterte vor Angst. Ich bin so sehr unglücklich, hob sie an, so sehr unglücklich, Herr Teubner, daß —

In ihrer Gegenwart, sage ich dir, ich liebe dich! Erbarmen, Hannchen!

Nein, nein! meine Hand kann nie die Ihrige seyn; eine unglückliche Liebe, die Louise zerstörte —

Liebe? Liebe? Wie? höre ich recht? du — ich war das Spiel deiner unmenschli-

chen Rache? — Weib! Er stürzte hinaus. Hannchen stand da bebend, bleich; Louise gegen ihr über bebend, bleich. Da fiel ein Schuß. Sie sanken Beide ohnmächtig zu Boden.

Der Vater trug seine unglückliche Tochter in den Wagen; Hannchen lag verzweifelnd auf den Knieen. Teubners Leichnam wurde in der Stille begraben.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Sittenspiegel für das weibliche Geschlecht

Bd.: 3

Görlitz (1805)

Ph.pr. 725 i-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10041057-7